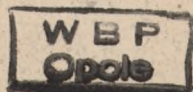


136

Juske.

NIMBP
Opole
1221 st.



1221 $\frac{1}{2}$ - 2

12-356/41- 8t

D. Joh. Christoph Doederlein
auserlesene
**Theologische
Bibliothek,**

darinnen
von den wichtigsten theologischen
in- und ausländischen
Büchern und Schriften
Nachricht gegeben wird.



Erster Band zweytes Stück.

Leipzig,
verlegt Joh. Gottl. Imman. Breitkopf, 1780.



Innhalt.

- I. Fragmentum Pragensis Evangelii S. Marci ed.
Joh. Dobrowsky.
- II. Das Buch von der Zukunft des Herrn.
- III. Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen von M. Ehlers.
- IV. Il 'falso discepolo' di S. Agostino e di S. Tommaso del *Luigi Mozzi.*
- V. Andre theologische Schriften und Disput.



Außerlesene

Theologische Bibliothek.

I.

Fragmentum Pragensis Evangelii
S. Marci vulgo autographi. Edidit lectio-
nesque variantes critice recensuit Joseph. Do-
browsky Clericus Ecclesiasticus. Pragae
1778. 8. maj.

Das Verdienst dieses für den Kritiker sehr
interessanten Werkes ist gedoppelt; theils
widerlegt es nun völlig die Fabel eines
von Marco eigenhändig lateinisch geschriebenen
Evangeliums, theils ersetzt es, so weit es möglich
ist, die Lücke in dem Codex Forojulienis, dem
Blanchini in seinem Evangelistarium quadru-
plex einen Platz eingeräumt hat. Es kann nun
keinem Zweifel mehr unterworfen seyn, daß das
gepriesene Original Marci, dessen größerer Theil
in Venedig als eine heilige Reliquie meist schon
ver-

verwefet ist, ursprünglich ein Theil des gedachten Cod. Forojul. gewesen, und von demselben, so wies dieß Pragische Fragment, abgerissen worden. Aquileja besaß den Codex der vier Evangelisten ganz: aber weil diese Kirche dem Marcus für ihren Stifter und Patron hielt, und diese Handschrift ein altes ehrwürdiges Ansehen hatte, so wurde, wahrscheinlich von einem Patriarchen aus dem Geschlecht der de la Turre (denn deren Familienwappen trägt die Handschrift) Marcus von den übrigen getrennt, mit einer silbernen Einfassung beehrt, und in der Folge, da Barbarey so hoch als Aberglaube stieg, für des Evangelisten Original und Vermächtniß ausgegeben. Carl der Vierte, der Stifter der Pragischen Universität, sah bewundernd dieß angegebene Original in Aquileja, und erbittet sich einige Stücke davon 1354., erhält sie auch, läßt die Lücke durch eine getreue Kopie ersetzen, und schickt die geschenkten Blätter nach Prag. Der Rest, fünf Lagen von sieben, wird von Aquileja mit mehreren Schätzen und Heilichthümern, auch dem sogenannten Cod. Forojul. nach Triuli geflüchtet, und von dem Doge zu Venedig, Thomas Mocenigo, im J. 1420. als heilige Reliquie für Venedig gesucht und erhalten. Triuli behielt die drey Evangelisten, Venedig vierzig Blätter von Marcus, die nun unleserlich sind, und Prag sechzehn Blätter, die Herr Dobrowsky hier genau abdrucken läßt. Alle Merkmale die Laurent. a Turre, Blanchini und Montfaucon vom Venetianischen und Triulischen Codex

der angeben, Charakter der Buchstaben, Orthographie, Schreibmaterie, welche Pergament ist, u. a. stimmen mit diesem Pragischen Fragment überein, woraus noch mehr zu ersehen, daß sie zusammengehören: daher wir nichts weiter von dem Alter, Vaterland und Ansehen dieses Restes sagen wollen. Was Blanchini von den drey Friulischen Evangelisten sagt, gilt auch von diesem.

Das Fragment selbst besteht, wie schon erinnert worden, aus zwey Quaternionen oder sechzehn Blättern, fängt mit Marc. 12, 21. et secundus accepit eam an, und schließt sich mit dem Ende des Evangeliums, oder nach der Zählung des Buches von R. 40 bis 46. gerade wie der Cod. Forojul. es angiebt. Die Uebersetzung ist die Hieronymianische, doch mit merklichen Abweichungen von den heutigen Ausgaben derselben. Herr Dobr. führt sie alle an, und ob sie gleich nicht immer erheblich sind, und mehr zur Kritik des lateinischen als des griechischen Textes genutzt werden können, so werden doch manche durch die Uebereinstimmung mit griechischen oder lateinischen Handschriften gegen den heutigen griechischen und lateinischen Text, manche auch als eigne Lesarten merkwürdig, deren Anzeige wir unsern Lesern schuldig sind.

R. 12, 29. Dominus Deus noster Dominus unus est. Die jetzige Vulgate hat Dominus D. tuus D. unus est.

R. 12, 32. quia vnus est. *Deos* wird also ausgelassen, wie in mehrern Handschriften, auch in der Syrisch. und der, von Hrn. D. fleißig verglichenen Slavonischen.

R. 13, 7. oportet enim fieri. Die Handschrift läßt haec aus. Weit merkwürdiger ist die Auslassung der Worte Kap. 13, 32. neque filius, für welche diese Handschrift der einzige Zeuge ist. Man dürfte froh seyn, wenn sich mehrere fänden.

Mehrere Auslassungen der Worte in der Vulgate sind mit dem griechischen Text einstimmig z. E. R. 14, 20 ist manum, B. 25. hoc (de genimine vitis hoc) B. 61. Dei, eben dieß Wort auch B. 62. ausgelassen. So fehlt B. 27. in me, B. 29. in te, B. 42. multa (*πολυς*.) wie in einigen griechischen Handschriften. Amen wird am Schluß hinzugesetzt. — Spuren einer eignen Version finden sich R. 14, 25. wo *eis τὸ θανάτῳ* *αὐτῶν* übersezt ist: vt eum perderent und R. 15, 38. wo der Uebersetzer schon wörtlich *ἀποθνήσκειν* durch a fursum ausdrückt.



II.

Ματθαι αδα. Das Buch von der Zukunft des Herrn, des neuen Testaments Siegel. — Das Zeugniß Jesu ist der Geist der Weissagung. Offenb. 19, 10. Riga, verlegt J. Fr. Hartknoch. 1779. 8. 346 S.

Wir gestehen es freymüthig, daß die Geschichte der Offenbarung Johannis und ihrer Ausleger, zu denen sich der Verfasser dieses angezeigten Buches gesellt, uns von dem Studium derselben sehr abgeschreckt hat. Ihre Geschichte ist so dunkel und schwer zu berichtigen: die Meinungen über ihr Ansehen schon in den frühesten Zeiten des Christenthums so getheilt, die Zeugnisse über ihren Verfasser, ihre Bestimmung und Absicht so widersprechend: der Inhalt selbst so geheimnißvoll und in Bilder gehüllt, und die Sitte des alten Christenthums, dieses Buch den Händen der Ungeweihten und Ungelehrten nicht anzuvertrauen, so gewiß und so lehrreich, daß es keinem Christlichen Lehrer verargt werden kann, wenn er es sparsam liefert und sparsam gebraucht. Und wäre dieß nicht abschreckend, so würde die Geschichte der Ausleger und ihrer Meinungen auch den geschehtern muthigen Mann niederschlagen. Vestigia me terrent. Da diejenigen, bey denen man, als

den vermeinten Zeugen für die Aechtheit der Offenbarung Johannis, die sichersten und glaubwürdigsten Angaben von dem Verstand und der Deutung derselben erwarten sollte, wie Irenäus und Papias, in ihren Auslegungen lächerlich geworden sind: da in der Folge, je mehr das Christenthum ausartete, und gute Ausleger selten wurden, die Zahl der Grübler in der Offenbarung und der Seher sich vermehrt: da Rechner und Träumer so viel mysteriöses im Buch gesehen, so viel falsches daraus geweissagt, so viel abentheuerliches eingeschoben, und die Bilder wie ein Exercitium für die hohe Phantasie behandelt: da endlich die Ausleger nicht leicht bey irgend einem biblischen Buche mit so viel Streitgeist, Unbescheidenheit, Partensucht und Hitze, und gleichwol so wenig mit Festigkeit in ihren Grundsätzen gesprochen haben: so mussten wir gegen das Buch eingenommen werden und es liegen lassen, in der Hoffnung, daß wenn sich kein Mann findet, der es deuten kann, die Religion nichts verliert, wenn wir es nicht lesen: und, wenn er sich findet, wir mit Freuden unsre Meinung ändern, und in dem Maaß die Offenbarung schätzen würden, in welchem wir die Dunkelheiten derselben zerstreut und aufgehellet fänden. Wir sind versichert, daß viele, gelehrte und ungelehrte, redliche Christen mit uns gleiche Gedanken haben, und daher viel von einem Ausleger erwarten, welcher sie mit dem Buch und seinen Auslegern ausöhnen soll. Vielleicht hat dieser neue Versuch, welcher das Gepräge

präge des Geistes und der Sprache des Herrn General-Superint. Herder in Weimar hat, bey manchen hiezu eine vortheilhafte Wirkung und bereitet sie wenigstens, durch mehrere gute Erklärungen und natürliche Deutungen zu der neuen Hoffnung, daß vielleicht doch nach diesem Plan dem Buche seine Würde und Nutzbarkeit glücklich hergestellt werden möchte. Zum wenigsten werden sie viele Bedenklichkeiten und Zweifel weggeräumt, und viel Betrachtungen eingestreut finden, welche den Gedanken, daß die Offenbarung wegen ihres Inhalts des Canons unwürdig sey, schwächen und entfernen können. Die Auslegung der Bilder, an denen so oft der fleischliche Sinn der Ausleger wie auf einer Sandbank hieng, ist, wie mich dünkt, das größte Verdienst dieses Kommentars und dem Scharfsinn und Wiß des Verfassers am meisten gelungen. Wie könnte auch der kaltsblütige Philosoph und der unpoetische Seher allegorische Räthsel so glücklich enthüllen, als der scharfe Blick des Dichters, der selbst sich in der Hülle der Allegorie, wie er will, verbergen kann? — Auch die anstößige Dunkelheit der Sachen, die selbst, wenn die Bilder enträthselt sind, noch übrig bleibt, wird einem großen Theil nach verschwinden, durch die glücklich angewendete Hypothese Harenbergs, u. a., daß der größte Theil der Weissagung im jüdischen Kriege erfüllt sey. Und scheint endlich der ganze Inhalt des Buches nicht wichtig genug fürs Christenthum, so führt ihn der Verfasser unter Einen Augpunkt, in wel-

welchem er wichtig genug erscheint, zurück. *Μα-
ραν αθα:* Siehe er kommt, ist die früheste
Verheißung Jesu, einer der Hauptgedanken aller
Apostel, der Inhalt ihrer Briefe und das The-
ma, das auch in der Offenbarung durch alle Brie-
fe, Siegel, Trommeten, Zeichen und Plagen,
durchaus in Bildern und der Prophetensprache
ausgeführt wird. Obgleich bald von Jerusalems
Zerstörung, bald von der Ausbreitung des Rei-
ches Christi, bald von einer noch größern Herr-
lichkeit desselben geredet wird; so verliert die Ein-
heit des Buches dennoch nichts: denn wenn Je-
sus oder seine Apostel von Jesu Zukunft reden, so
verstehen sie, wie fein bemerkt und nicht zu läugnen
ist, diese drey Arten seiner Offenbarung, durch
die Zerstörung des jüdischen Staats, durch die
Herrlichkeit seiner Kirche und durch die künftige
Erscheinung auf dem Erdboden darunter. Schon
aus diesem vorläufigen Urtheil werden unsere Leser
sehen, wie das Buch angesehen und bearbeitet ist.
Wie es nach diesem Plan erklärt ist, wollen wir
noch an einigen Stellen zeigen, und uns die Frey-
heit nehmen, einige unserer Gedanken über das
Ganze und einige der wichtigsten Punkte zu äußern.

Statt daß in dergleichen Erklärungsschriften
Einleitungen vorausgeschickt werden, die sich
mit der Geschichte des Buches beschäftigen, fängt
der Verf. sogleich mit der Uebersetzung und dem
Kommentar an, und bahnt sich erst hierdurch
den Weg zu verschiedenen Entdeckungen über den
Verf.

Verfasser, das Ansehen und die Brauchbarkeit,
auch die Zeit der Abfassung der Offenbarung.
Wahrhaftig in einer sehr guten Methode, da es
beym Urtheil über sie so viel auf den Inhalt
ankommt.

Mit einem Hang zu Zahlengeheimnissen, den
wir an vielen Vorgängern des Verf. als Quelle
vieler Unrichtigkeiten und Spielwerke fanden, ist
das ganze Buch Johannis in sieben Abschnitte
getheilt, und in jedem Abschnitte sogleich nach ei-
ner neuen, pretiösen Uebersetzung die Auslegung in ei-
ner eben so pretiösen Sprache beygefügt. Kaum
finden wir den Charakter des Originals so feyer-
lich, obwohl so hebraisirend, wie der teutsche Aus-
druck ist. Schon der Anfang mag es verrathen:
„*Entthüllung Jesu Christi, die Gott ihm gab,*
zu zeigen seinen Knechten, was in der Schnelle
geschehen muß. — Andeutend in Bildern sandte
er sie durch seinen Engel, seinen Knecht Johan-
nes, der das Wort Gottes bezeugt hat, und
das Zeugniß Jesu Christi, was er sah.“ In
dem ersten Abschnitt werden die sieben apoka-
lyptischen Briefe aufgenommen. Sie stehen wie
sieben Pforten des Eingangs zum Geist:
der Geist in ihnen ist Zubereitung aufs Ganze.
Jesus überall gegenwärtig und überall kommend.
Das *εὐ ταχὺ* giebt dem Verf. Grund genug, zu
behaupten, daß die Prophezeiung, wenn sie wahr
ist, längst erfüllt, und in den Lebenstagen derer,
denen sie gegeben war, der historische Schlüssel zu
ihrer

ihrer Erfüllung gegeben seyn muß. Im sonderbaren Gruß Kap. 1, 4-8. finden wir die sieben Geister nicht erklärt, sondern auf das folgende verwiesen, wo ihrer unter andern Bildern gedacht wird. Bey R. 4, 5. Versteht er die alldurchdringende Kraft der Schöpfung. B. 7. ist Ankündigung des Buchs und sein Inhalt. (Sollte B. 8. eine Rede Jesu seyn? da der, der war und ist und kommt B. 4. so deutlich von Christo unterschieden wird?) — In der ersten Erscheinung zeigt sich Jesus als der himmlische triumphirende Priesterkönig: ganz in Bildern und allegorischen Merkmalen: bey denen man nur die Würkung sich denken muß. (Sie sind aus Ezechiel und Daniel entlehnt.) Die Gemeinen sind wirkliche Gemeinen. Im ersten Brief Anspielungen auf den Stand der Unschuld, weil vom Fall und Baum des Lebens geredet ist. Der zweyte dem ersten ähnlich. Der dritte enthält Bilder aus Bileams Geschichte. 4 Mos. 22-25. (Das Manna, das weiße Loos λευκη Ψηφος, und der neue Name sind kaum aus Bileams Periode.) Die Symbola des vierten Briefs sind aus der Historie der Jesabel. 2 König. 9, 32-37. 10, 1-11. Unter βασις σατανα versteht der Verf. Tiefen mystischer Geheimnisse, gnostische Grillen: (wenn sie nur so frühe lebten, als das Buch geschrieben seyn soll.) Auch die Verheissungen von Herrschaft über Welten und Völker sollen aus der gnostischen Aeonensprache entlehnt seyn. (Doch hat kein Gnostiker sich selbst zu einer Aeone und Weltherrscher gemacht,

gemacht, wie hier dem lieblich Jesu verheissen wird. Sollte nicht das Bild natürlicher aus der Geschichte Jesu erklärt werden? Er wird Jesu an Herrlichkeit ähnlich seyn: wie 2 Tim. 2, 11.) Der fünfte Brief ist aus den Worten Jesu, Matth. 22, 8. 24, 42. fg. 25, 1 fg. zu erklären: wie im sechsten Jesus sich als den ersten Regierer des Hauses Gottes und seinen Freund als eine wichtige Stütze desselben mit Bildern aus Es. 22, 17-25. vorstellt. Ohne Symbol ist die Verheissung vortreflich ausgedrückt: Du frommer treuer Knecht — Gehe ein zu deines Herrn Freude. Der siebende Brief, der schärfste, schließt mit der allegorisirten Verheissung, die Joh. 17, 22. steht. (Mich dünkt, diese Verheissung sey in allen Briefen angehängt.) — In allen Briefen erkennt der Verfasser den Geist Christi bey Johannes, freundschaftliche Wärme: den Geist des Christenthums, den stillen, dultenden, regen Sinn, den immer nahen Jesus, der ruft, und Krone und Lohn zeigt: und gerade das Gegentheil von jüdisch-fleischlichen Ideen. (Diesen letztern Vorwurf mußte die Phantasie erzeugen, die den Bildern dieses Buches nicht die Ehre that, die dem Dichter gebührt.)

Im zweyten Abschnitt begreift der Hr. B. das vierte Kapitel bis zum siebenden. Die erste Erscheinung ist gemischt, mit Majestät, wovon Iaspis- und Sardisblick, und Gnade, wovon der Regenbogen das Bild seyn soll. (Ist Iris

Iris hier der Regenbogen, wo gesagt ist, daß er wie Smaragd ausgesehen habe? Ist's nicht vielleicht überhaupt nur Bogen, Cirkel? und ist *σμαραγδίνος ὁραοῖς* gewiß die grüne Farbe? und die grüne die lieblichste?) Sonst ist's nicht unrichtig, daß das Bild die Priesterkönigswürde Jesu (oder vielmehr seine Hoheit unter dem Bilde von irdischen Königen) schildert. — Das gläserne spiegelhelle ruhige Meer (Kap. 4, 6.) vor dem Throne, auf welches sich untrübbar und ewigkeiter sein göttlicher Blick senkt, möchte kaum die Prüfung aushalten. (*ὕαλον* haben die Alten durch *electrum* erklärt, und *θαλάσσια* ist den Hebräern jede große ebne Fläche. Ist ein Nebengriff dabei, so dachte der Bilderdichter vielleicht an feurige Wolken, die vor der Sonne herwallen, oder beym Nordschein einen so majestätischen Anblick verursachen.) Die Thiere auf und um den Thron scheint der Hr. Verf. zu Thronträgern zu machen, wovon der Text nichts sagt. (Die ganze aus Ezechiel entlehnte Vorstellung scheint mir am leichtesten so gedeutet zu werden, daß die Thiere thätige Eigenschaften Gottes, des Weltregenten, abbilden, der Löwe die Majestät; der Ochs die Stärke seiner Befehle; der Menschenblick ihre Güte; der Adlersflug, die Geschwindigkeit ihrer Ausführung. Werden diese Eigenschaften in der Geschichte sichtbar, so fühlen auch die vordersten Diener Gottes ihr Nichts, und beten an). Das Buch (Kap. 5, 1.) ist das Buch der Schicksale, auswendig und innwendig beschrie-

beschrieben, voll Inhalts, stark versiegelt, sehr geheim: interessant für Johannes, und, weil es nur Juda's und Davids Sohn entsiegeln darf, so ist's ein Schicksal, das Judäa oder das Christenthum angeht. — Die fenerliche Scene, wo das Lamm, Symbol des getödteten Jesu, zwischen der Schöpfung dasteht, und für den Entsiegler der göttlichen Rathschlüsse erklärt wird, läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Nun die Siegel selbst, lauter Vorbereitung auf die Ausführung der im Buch enthaltenen Rathschlüsse der Providenz. Die Boten des Schicksals ziehen auf Rossen, schnell und stark (Zachar. 1. u. 6.) Die Farben der Rösse beziehen sich auf ihre Bedeutung und die Reuter sind weder Evangelisten, noch Keger, sondern die personificirten Landplagen: Krieg, Aufruhr, Hunger, Pest oder Tod, Vorkboten und Zeichen der Hauptbegebenheit, die mit der jüdischen Geschichte sehr gut harmoniren. Denn die erste öffentliche Begebenheit des jüdischen Staats nach Christi Tod ist der arabische Sieg mit Pfeil und Bogen. (Joseph. jüdisch. Alterth. 18, 5.). Ihr folgte die Wegnahme des Friedens, innere Unruhen, (Joseph. am a. o. 18, 14. 17. 20, 2. 13.): die Theurung unter Claudius (Ap. Gesch. 11, 28.) und ihr Gefährte Pest. Indessen harren (R. 6, 9.) die erwürgten Christen auf den Matth. 23, 35. verheissenen Nachtag, und erscheinen beym Eröffnen des fünften Siegels. Die Phänomene beym sechsten sind (jezt nicht eigentliche Vorstellungen, wie doch auch nach Matth.

Matth. 24, 8. angenommen werden könnte, sondern) prophetische Bilder von annähernden Revolutionen, hier Vorboten vom Umsturz des jüdischen Staats. Ehe mit Eröffnung des siebenden Siegels die Enthüllung des großen fürchterlichen Rathschlusses über Judäa anfängt, erfolgt die Auszeichnung der Knechte Gottes. Das Bild ist aus Ezech. 9. die Zahl symbolisch; der Stamm Dan ist ausgelassen, weil er gleichsam der Hauptsitz der Abgötterei war. (Doch schwerlich nach dem Exilium. Und wie kann der Schriftsteller Manasse und Joseph als zweyerley Stämme rechnen?) Die Scene ist, wie die, von welcher Matth. 24, 13. geredet ist.

Von der Erbrechung des siebenden Siegels bis auf die Trommete des siebenden Engels handelt der dritte Theil. Eine ahnungsvolle Stille (was ist sie in der Geschichte? und ist die halbe Stunde unbedeutend?) geht voraus, während welcher der Engel mit dem Räuchwerk, dem Symbol der Gebete, erscheint. (An dieser Bedeutung des Symbols zweifle ich. Der Engel giebt den Gebeten Räuchwerk, wie es heist; Räuchwerk kann also nicht das Gebet selbst seyn. Fast möchte ichs für Symbol der Erhöhung, der Versicherung von Wohlwollen, ansehen. Das *ἐπὶ τὸ θυσιάζειν* würde mit *ἀγίων* zu verbinden seyn. Die Rücksicht auf R. 6, 9. ist klar. Im Gegentheil ist das von eben diesem Engel genommene Altarsfeuer Symbol von Strafen, die

jetzt

jetzt auf die Erde ausgeschüttet werden. (Kap. 8, 3. 5.) Die tönenden Trommeten sind Kriegstrommeten, lauter Zubereitungen zum Gericht, wie die Siegel stille Ahnungen waren. Sie schildern die ausgezeichnetesten Vorfälle des jüdischen Kriegs. Hagel mit Feuer und Blut vermengt, der Anfang des Kriegs, mit Aufruhr, Mord und Blut. (Man sehe Joel 2, 30.) Zweytens: ein feuriger Berg aufs Meer, d. i. der an die Seeufer, Galiläa, Joppe, (s. Joseph. B. Jud. K. 2, 18. 3, 15-17.) taumelnde Krieg. Ein Stern verbittert die Quellen. Die Erbitterung wird immer größer, durch Eleasar, den feurigen Hohenpriesters Sohn (Joseph. 2, 17.) den Urheber alles Unglücks, bey dem die Trostquellen vertrockneten, (sollte im vorigen Bild Meer eigentlich, und hier Strom und Quelle tropisch zu verstehen seyn?) und Finsterniß sich aufzog, d. i. der Glanz der Obrigkeiten sich verdunkelte, der römische Adler rief zum Leichensfeld. (Ich möchte diese Bilder alle für Symbole der allgemeinen Verschlimmerung halten, wo alle Elemente im Aufruhr sind, bis der Sturz erfolgt, der sich mit der fünften Trommete nähert.) Das Wehe trifft nun Menschen, zur Qual, nicht zum Tod. Die Werkzeuge sind wie ein Heuschrecken-Zug Joel 2, 1-5. abgebildet; es sind die Räuber und Mörder, die fünf Monate lang dem Lande schrecklich fielen. Manaim (Joseph. 2, 17.) ihr Anführer, wird als Stern vorgestellt: zuletzt bekamen sie den Abaddon selbst, den Simon Doederl. Bibl. 1. B. 2. Sr. G Go.

Gorionides über sich (Joseph. 4, 9.). Daß unter den am Euphrat losgelassenen Todesengel, bey deren Beschreibung die Idee von Samiel und Samum zum Grunde liegen soll, Zug für Zug das römische Heer beschrieben werde, wird vielen Lesern hart dünken. Warum vier? Wer band sie an Euphrat? — Bey dem allen bleiben die Jüden, was sie sind. (Doch nicht Abgötter, wie man aus R. 9, 20. vermuthen sollte.) Der Engel R. 10. soll wegen des Regenbogens, mit dem er erscheint Friedensbote seyn. Er sagt, was Jesus Matth. 24, 22. gesagt hatte, es soll keine Zeit, oder keine längere Frist mehr seyn. Das Buch bedeutet seine Botschaft. (Es scheint das obige verschlossene, nun entsiegelte Buch zu seyn:) eine bitter-süße Weissagung. (Das süße im Munde und die darauf folgenden Schmerzen bilden wahrscheinlich die Freude, da Johannis Neugierde gestillt wurde, und den Schrecken, da er den grausen Inhalt hörte, ab, wie Es. 15, 5. Jerem. 48, 36.). Das Gericht geht über Tempel und Stadt; an jenem wird der äußere Vorhof entweiht, (vielmehr nur den Heiden überlassen,) diese zwey und vierzig Monate lang von den Heiden, nicht den Römern, sondern dem aufrührerischen Gesindel, wozu sich auch die Idumäer schlugen, zertreten. (s. Joseph. 4, 3.) Die zwey Zeugen tragen die Charaktere von Moses und Elias, von Serubabel und Josua, und sind deutlich in Jerusalem zu suchen. Zwey von Joseph. 4, 2-6. edel ausgewählte Personen, Ana-

Ananus und Jesus tragen auffallend den Charakter jener Zeugen. Sie wurden Opfer des Aufruhrgeistes, des Thiers aus dem Abgrund. (Wir lassen hier die Frage unbeantwortet, ob ein christlicher Verfasser des Buches der Offenbarung so hohe Prädikate von Wiederbelebung, Besezung in den Himmel u. s. w. von jüdischen verdienten Männern gebrauchen könne? Uns fällt ein: Sie werden sehen, welchen sie gestochen haben.) Erdbeben ist Symbol der Zerrüttung vor der siebenden Trommete, die den vierten Abschnitt anfängt, dessen Anfang das Reich Gottes mit seinen Folgen schildert. Lohn und Ahndung erscheint mit ihm; die Bundeslade bildet die Gegenwart Gottes ab. Aber der Anfang ist armseelig und drückend mit Bildern aus der ersten Lebensgeschichte Jesu, die prophetisch ausgewählt sind, beschrieben. Das Weib ist die jüdische Kirche, die Mutter des Weltregenten, hernach das Reich Gottes selbst, das unter sehr drohenden Gefahren, wovon der Drache Bild ist, erscheint. Im Himmel ist Streit und Sieg, d. i. trotz alles Widerstandes der höllischen Mächte kommt Gottes Reich. Die tausend zweyhundert sechzig Tage sind aus Daniel 7, 25. und drey und eine halbe Zeit, oder vierthhalb Jahre des jüdischen Kriegs, während welches sich der erste Haufe der Christen über den Jordan rettete. Statt des Drachen stehen zwey Stellvertreter, zwey Thiere, auf: die unterdrückende Mahr, und die verführende Arglist. Alle Charaktere

tere des ersten Thiers bezeichnen Blutgier und Vielföpfige Macht und Tyranney, wie es beyrn Zeloteneifer gieng. Die heile Todeswunde zeigt den nach Ananus Tod unbändiger wütenden Aufrührgeist, der zwey und vierzig Monate, d. i. so lange der Krieg dauerte, wütete. Besonders möchte wieder Simon Gorionides gemeint seyn. Das zweyte Thier (Kap. 13, 11.) ist scheinheilig, außen Lamm, innen Drache, Helfer desselben, der falsche Prophet, wie es auch Offenb. 16, 13, 19, 20. genennt wird. Es ist bekannt, selbst nach Jos. Zeugniß R. 2, 11. 12. 7, 11. vergl. Matth. 24, 23-28. daß der ganze Krieg von falschen Prophetengeist belebt war; vielleicht zielt der Prophet auf Johannes Levi, den listigsten unter allen, (s. Jos. 2, 21. 7, 8.). der mit Simon Gorionides herrschte. Beyde Thiere geben den Begriff vom Antichrist. (Wie sollte man sie genau Antichristen nennen, da sie mehr gegen den jüdischen Staat, als gegen die Christen wüteten?) Die Zahl sechs hundert sechs und sechzig, worüber schon so viel gerechnet worden, sucht der Verfasser sehr wüthig zu erklären, aber so, daß die Unge-
wissenheit seiner Erklärung ganz durchschimmert. Soll die Zahl in griechischen Buchstaben bedeuten, so ist ΧΞ gleichsam das Monogramm des Antichrists, denn ΧΞς ist der Name Christi, durch das Zeichen des Drachen ζ, der sich in seine Mitte gesetzt hat, verstümmelt. (Ist wohl ζ schon das alte damalige Bild des Drachen? und dieß wäre ja nicht Zahl, wie es doch seyn soll.

soll. Ich will von der Variante in dieser Stelle nicht reden.) Soll sie als Zahl bedeuten, wie 12. 24. 12000. 144000, so sind diese Zahlen Grad und Wurzel-Zahlen, (mathematisch sind 12. 24. 12000. 144000 keine Wurzel. d. i. Quadrat- oder Cubik-Zahlen.) 666 ist irrational (doch grade Zahl) und giebt keine grade Wurzel. (Auch 24 und 12000 nicht, wenn die Wurzel extrahirt werden soll.) Diese, nemlich 666, kommt der fatalen Zahl 25 (warum fatal? 25 ist Quadrat-Zahl von 5,) mit dem fatalen Bruch 41 am nächsten, (dieß verstehe ich nicht recht): ist aber Schein-Zahl, die dem Ansehen nach viel Proportion verspricht und doch keine hat, grad wie der Antichrist. (Eine weitergeholte Ähnlichkeit!) Soll endlich die Zahl in hebräischen Buchstaben kabbalistisch einen Namen geben, (warum in diesen, da in Klein-Asien hebräisch nicht geredet wurde?) so muß man nicht Buchstaben zusammen setzen, die zusammen genommen die bewusste Zahl geben, (doch schlägt der Verfasser selbst das Wort פַּרְוָה vor, dessen Buchstaben 666 ausmachen,) sondern die Buchstaben nehmen, die arithmetisch 666 bedeuten: sie sind פַּרְוָה. Nun wirf die Buchstaben um, und sieh: מַרְוָה ist Abfall, ἀποστασία, 2 Thessal. 2, 3. מַרְוָה ist *μυστηριον* Offenbarung 17, 5. wie passend! da dem Buch auch sonst die Einkleidung in mystische Namen eigen ist. (Das letztere ist gewiß: aber dieß ist kein mystischer Name, wie z. E. Jesabel, Bileam, sondern ein kabbalistischer, voll Spielwerk, das ich dem ehr-
wür-

würdigen Johannes nicht zutrauen kann. — Ich will lieber gestehen, daß ich über diese Finsterniß nicht Herr werden kann, als solche Erscheinungen für Erklärung halten. — Doch sey's mir erlaubt, einen flüchtigen Gedanken herzuwerfen. Sollte vielleicht Johannes 666 statt 6666 geschrieben haben, um die Menge anzuzeigen, wie dort der Besessene sagt: Legion heiße ich, denn unserer ist viel?).

Babel bleibt im fünften Theil R. 14, 6 — Kap. 18. das Bild vom untergehenden Jerusalem. Drey Boten verkündigen den Untergang in Prophetensprache, und man schätzt den glücklich, derfrühe stirbt, ehe derselbe kommt. R. 14, 13. (Nur der Zweifel fiel uns ein: ob es Juden oder Christen sind, die man wegen des frühen Todes glücklich preisen soll? Sind's Christen, so waren die Christen in Sicherheit und fühlten wenig von diesem Elend: sind's Juden; so gilt von ihnen der Ausdruck nicht, daß sie im Herrn sterben.) Jesus erscheint als König R. 14, 14. und erhält die Nachricht, daß alles reif sey, zur Erndte, zum Blutbad, das auch erfolgt und durch ganz Judäa fürchterlich ist. Nun der Untergang, der durch sieben Plagen im Priesterornat mit Opferschaalen, in denen gleichsam die Strafen sind, abgebildet ist. Die Strafe, von welcher die Gerechten frey sind, welche Danklieder, wie ehedem Israel, singen, treffen alle Elemente. Sie sind: Schmerz und innere Qual der Auführer: Blut durch ganz Jerusalem,

salem: das auch die Brunnien unbrauchbar macht; Feuer, das die Burg Antonia verzehrt: Verzeiſlung der Auführer: vereitelter letzter Versuch, jenseits des Euphrats Unruhen anzufangen, wovon Joseph. 6, 6. 7, 7. Spuren hat. (Aber wer sind die drey unreinen Geister, gleich den Fröschen? und wie schickt sich eine Warnung gegen den Selbstmord, wofür H. H. Kap. 16, 15. ansieht, in ein Buch, das nach des Verfassers Meinung vor Endigung des Kriegs, in Judäa nicht konnte, nicht sollte gelesen werden?) Die letzte Plage ist allgemeine Zerrüttung der Stadt Jerusalem, die gleich darauf zum Weibe, in der Prophetensprache, personificirt und als Babel vorgestellt wird. Es war, ist und ist nicht, nichts reelles mehr; sieben Könige oder Häupter sind offenbar sieben Häupter des Sanhedrins, Hohepriester, von denen fünf, seit dem Anfang der Unruhen unter Nero gestürzt waren, einer damals regierte; (woraus der Herr Verfasser folgert, daß die Offenbarung im Jahr 63 oder 64. unter Nero geschrieben worden,) einer, Mathias noch bevorstand. Bald hernach wurde der Auführer der Hohenpriester. Die zehn Hörner sind zehn Coparchen, die in der Zeit der Unruhe zur Vertheidigung des Landes gesetzt wurden, und vielleicht auch die Christen verfolgten. Sie und der Auführer trugen das meiste zum Untergange des Staats bey. (Kap. 17, 16.) Todesgefang über Jerusalem R. 18. beschließt diesen Theil. Im folgenden sechsten R. 19. 20. wo die Erklärung immer schwerer und für-

kürzer wird, klingt ein himmlisches Siegeslied. Ein Gesicht zeigt den Sieger, in Titus Charakteren, als triumphirenden Richter und König. R. 19, 6. (das der Hr. Verf. zum Motto wählte,) wird hier erklärt: Der Geist oder Hauptinhalt der Weissagung oder Offenbarung Johannis ist das Zeugniß Jesu. Was Jesus gesagt, ist hier nur in deutlichern Zügen verkündigt. (Sollte denn die Apokalypse deutlicher seyn als Matth. 24?) Die Bilder R. 19, 17. spinnen den Faden der jüdischen Geschichte fort, (fast ohne Zusammenhang.) Die Häupter des Aufruhrs werden gefangen und in ganz Judäa gewürgt. Aber dieß ist zugleich Typus von Christus Reichsgeschichte. Der Drache wird ergriffen, die Erde von ihrem Erbfeind befreit, daß eine ruhige Verfassung werde, der Weltabbat, das tausendjährige Reich, nach den sechs Schöpfungstagen der Weltordnung und Weltverwirrung. (Hören diese gleich mit Jerusalems Zerstörung auf? oder ist ihr Ende noch zu erwarten? — Ich kann auch nirgends eine Spur vom Typus der sechs Schöpfungstage in der Bibel finden, selbst hier nicht, wo unter allen gehäuftten Bildern auch nicht Eines vom Sabbat hergenommen ist, noch vielweniger in Petrus Worten, daß tausend Jahre vor Gott wie Ein Tag sind.) Die Lieblinge Gottes werden früher erweckt, und herrschen in Christus ähnlicher Thätigkeit und Würde, bringen jetzt als seine ehemalige Mitgenossen und Mithelfer die verwirrte Erde in Ordnung, und werden sichtbar oder

unsichtbar, doch erweckt, wenn Gott am Ende Sabbat schafft, die Ruhe der Erde, die sie bewirkt haben, und in der sie wirken, genießen. Tausend Jahre sind eine unbestimmte symbolische Zahl des letzten Sabbats der Erde, wo das wirklich wird, worauf die Guten aller Zeiten wirkten. Auch der letzte Versuch des Bösen gegen das Gute auf der Erde, dessen Symbole der losgebundene Satan, Gog und Magog sind, mißlingt. Zuletzt verschwindet Tod und alles Uebel aus der (neuen) Schöpfung: und die neue herrliche Gotteswelt erscheint im siebenden Theil. Alle aus Moses Hütte, Salomons Tempel, Ezechiels und Daniels Weissagungen erborgten Bilder, drücken die Hoheit, Dauer, Größe und Unschuld derselben aus. Auch das Paradies ist wiederhergestellt R. 22. — Zuletzt das Siegel des Buches. Die Unreinen mögen fortsündigen: ihr Ende kommt bald; die Heiligen nicht ablassen: ihr Lohn kommt bald. Das Buch soll unverfälscht bleiben.

Durch diesen Auszug, in welchem wir nichts wesentliches in der Erklärung und Deutung der Bilder übergangen haben, worüber der Verfasser noch ein eignes Wörterbuch S. 246. verspricht, haben wir unsern Lesern die Uebersicht der ganzen Hypothese dieses Auslegers, seiner eignen Meinungen und (man erlaube uns dieß Wort, nicht eben in bösem Verstand) seiner Heterodorien erleichtert. Auch in der letztern Hälfte kommen noch einige Betrachtungen vor, die wir nicht überschlagen können,

obgleich in ihnen mehr willkürliches und Kühnes angetroffen wird, damit nicht alle zufrieden seyn werden. Sogleich die erste Aeußerung: der Plan des Buches ist die siebenende Zahl, die Zahl der Vollendung, des Sabbats, der Ruhe; und noch mehr: die so künstlich entworfene Anlage des Buches und geheimnißvolle Stellung seiner Theile S. 249. wird nur für wenige seyn, die einem Apostel, grade dem, der am wenigsten auf Gelehrsamkeit und Wis Ansprüche macht, solche neujüdische Spielwerke zuzutrauen Bedenken tragen werden. Damit fällt auch die zweite: die siebenfache Anordnung hilft dem Buch zu einer wunderbaren Einheit. Heißt das: es ist Ein Thema des Ganzen, so wollen wir aus Gefälligkeit es einräumen: aber es würde auch ohne eine siebenfache Anordnung bestehen. Die Zahl der Theile thut nichts. Drittens: die Offenbarung ist, auch wenn man die erste und nächste Geschichte ihrer Deutung nicht versteht, ein Buch für alle Herzen und für alle Zeiten. Denn sie enthält das Wesen des Christenthums: der Herr ist nahe: es ist Trost- und Lehrbuch für alle Gemeinen. (Dafür hielt es doch die alte Kirche nicht.) Hieraus schließt der Hr. Verf. auf die Göttlichkeit des Buches. Halte man's, spricht er, wofür man's wolle, nur lasse man ihm das Gute, das es in sich hat und das gewiß göttlich ist. Wo ein Buch Jahrtausende durch Seelen weckt und Seelen regt, in solchem Buch muß Inhalt seyn. (Die Wahrheit könnte im Buch götlich

lich seyn, ohne daß das Buch es ist. Es läuft auf die Erbaulichkeit als Charakter des göttlichen Ursprungs hinaus und möchte eher ein Verweis *κατ' ἀνθρώπων* gegen Herrn D. Semler seyn, der jedoch an der Subsumtion zweifeln wird. Das Urtheil ist hart: es ist Thorheit, durch Wahn zu verfolgen, was sich durch That so lange gestützt hat. Die Ursachen, warum das Buch so viele Gegner findet, sucht der Verfasser vornehmlich in der Einkleidung: das Buch ist in Bildern geschrieben, und Bilder können die Philosophen nicht leiden. (Ein großes Kompliment für die Antiapokalyptiker. Sie sind nicht alle Philosophen, und, wenn sie es sind, so verschmähen sie doch die Bilder in Psalmen und Propheten nicht.) Auch unsre Erziehung ist Schuld daran, weil wir mehr zur Abstraktion als zur Anschauung gebildet werden. (Wollte Gott!) Endlich hat auch das Herz vieler Ausleger ihren Verstand verführt, und Haß oder Liebe des Buches pflanzt. Die Hauptfrage bleibt immer: ob Johannes Verfasser des Buches sey? Der Herr Verf. beantwortet sie ohne Bedenken mit Ja! Erstlich, weil es das Buch selbst sagt, und der Charakter, daß der Seher in Patmos gewesen, nur auf Johannem den Apostel passet. (Cajus sagte schon im zweyten Seculo, Corinthus habe Offenbarungen unter dem Namen eines großen Apostels geschrieben.) Zweitens, weil ein anderer Johannes Presbyter nur ein Märchen von Papias ist, der vielleicht selbst den Apostel

Johannes den Beynamen Presbyter gab. (Papias unterscheidet beyde sehr deutlich.) Auch die Zeit verbürgt für Johannem: denn sie trifft ins Jahr 63 oder 64. theils nach der obigen Bemerkung, bey R. 17, 10. theils nach der Tradition in der syrischen Uebersetzung, welche die Offenbarung unter Nero schreiben läßt. (Der letztere Grund ist nicht von großem Gewichte, die ganze Uebersetzung der Apokal. ist aus dem sechsten Jahrhundert. Ueberhaupt kann die Offenbarung nicht mehr ganz Weissagung seyn, wenn sie erst in diesem Jahr geschrieben ist. Der arabische Sieg, die Thronung unter Claudius und andre Dinge, die der Herr Verf. für geweissagt hält, sind weit früher, als das Jahr 63. Hier wäre es vielleicht besser, mit Epiphanius sie in die Regierung des Claudius zu versetzen.) Alle Alten (namentlich nur Aretas,) setzen sie vor die Zerstörung Jerusalems. Erst da man den Antichrist als *ἀντίχριστος* fand, verlegte man sie unter Domitian bey Irenäus, dessen Worte dunkel und also unentscheidend sind. (Immerhin: aber war Irenäus ein Schüler Polycarps, und dieser Johannis Schüler (wie es S. 287. heist), so ist unbegreiflich, wie dieser Irenäus nicht habe wissen sollen, wovon die Offenbarung handelt, das Buch als apostolisch erhielt, und es doch nach seiner Phantasie erklärt. Gab ihm Polycarp das Buch ohne Schlüssel? oder war er damals, da alle die darinnen prophezeigten Begebenheiten noch neu waren, schon verloren?)

Der

Der Einwurf ist stark, daß diese Enthüllung der Schicksale von Judäa für die sieben asiatischen Gemeinen bestimmt wurde, die so ferne davon lebten. Noch stärker wird er, wenn wir mit dem Herrn Verf. annehmen, daß diese Gemeinen nicht einmal dieß Buch an die Palästinsischen Christen hätten schicken sollen oder dürfen. Doch antwortet der Herr Verf. darauf. Jeder Prophet sendet zu den Seinen: Asien war der Kreis von Johannes. Für diese Gemeinen war das Buch Kreditiv seiner Gesandtschaft, (das er aber etwas spät überreicht hätte,) und der Hauptinhalt geht nicht ganz auf Judäa, sondern auch auf Christus-Reich. (Wozu aber alsdann Ermahnungen an die Einwohner in Judäa?)

Aber die Zukunft, die das Buch verheißt, ist nicht erfolgt? Antwort: es sey. Die Nähe des Tages des Herrn ist Glaube der ersten Christen, und man muß ihn stündlich erwarten. (Dieß letzte ist gewiß: nur die Offenbarung dünkt es nicht zu begünstigen. Ich komme bald. So wie sich der Herr Verf. auf dieß bald gründet, zu beweisen, daß die Begebenheiten längst erfüllt seyn müssen, und schwerlich die Antwort wird gelten lassen, daß das Maas eines Menschen nicht auf Gott fällt: so möchten andre Ausleger ziemlich recht haben, wenn sie alles für längst erfüllt halten.) — Richtiger ist wohl, daß die Offenbarung antijüdisch: das Christenthum nicht fleischlich

lich und Christus-Reich nicht mit Constantin gekommen sey.

Vom Canonischen Ansehen will Hr. H. nicht streiten. Die Wassermage, den Grad der Göttlichkeit heil. Schriften nach ihren moralischen Inhalt zu wägen, sagt er, ist mir nicht gegeben. Ist die Offenbarung von dem und in der Zeit gegeben, wie sie sich angiebt, so ist an ihrem (göttlichen) Ansehen nicht zu zweifeln. Die Schreibart ist ungriechisch. Die Seele des Schriftstellers arbeitet unter der Last der hebräischen Prophetensprache. Die Schreibart nimmt an der männlichen Jugendkraft seiner Seele Theil, und wer ist, der das *Jeov* der Sprache nicht fühle? Die Gnosis hat viele Bilder, die Johannes zu widerlegen scheint. Man findet doch Parallelausdrücke in den übrigen Schriften Johannis: und nach den Ueberbleibseln der ältesten Rabbinen, die diese Bildersprache auch haben, muß das Buch damals aufs klärste geschrieben gewesen seyn. — Spuren der Kabbale glaubt der Hr. Verf. häufig zu finden, welches der Liebhaber solcher Mystereien nachlesen mag. Der ganze Kram von *Cephiroth* zeigt so viel Künsteley, und Johannes sonst so viel Simplicität, daß ich kaum glauben kann, er habe bey den Kabbalisten geborgt. Man würde auch ohne diese Parallele den Wis des Herrn Verfassers in diesem Buche erkannt und bewundert haben.

Viel,

Viel, sehr viel sagten wir zum erstenmal von der Offenbarung: in der Folge nicht mehr: wir müßten einen Ausleger finden, der es wagt, dieses Buch nicht für ein zusammenhängendes Ganzes zu halten, sondern vielmehr als eine Sammlung mehrerer Weissagungen, deren Ordnung und Erfüllung nicht chronologisch ist, zu behandeln.

III.

Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen, in zween Theilen, von Martin Ehlers, Professor der Philosophie zu Kiel. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung. 1779.

Diese Untersuchungen betreffen einen Theil der Sittenlehre, der von großer Wichtigkeit ist, und verdienen deswegen auch hier angezeigt zu werden, ob sie gleich der Herr Verfasser nicht in dem Lichte der Offenbarung betrachtet, sondern sich blos an das Licht der Natur hält. Man höret so oft, daß uns Gott zum Vergnügen erschaffen habe, die ganze Welt rennet ihm so rastlos nach, wie leicht könnte man glauben, daß man sich jedem, so wie es der Antrieß des jugendlichen Blutes heisset, auch schuldlos überlassen, dem Beyspiel der Menge nachfolgen dürfe? Und doch wie viele haben in den Strudeln des Vergnügens Ehre und Ge-

Gesundheit, Glück und Ruhe, Gewissen und Tugend verlohren! wie viele sich durch wenige unvorsichtige Stunden das Glück eines ganzen Lebens geraubt! Genug zum Beweis, wie nöthig und heilsam es sey, sie zu prüfen, und mit der Vernunft und der Tugend in wohlthätige Harmonie zu bringen. Daß der Herr Verf. hierinn vieles geleistet, Irrthümer widerlegt, Abwege entdeckt, Schwierigkeiten aufgelöst habe, wird jeder unbefangene Richter zugestehen; aber an vielen Orten dürfte er auch mehr Licht, genauere Entwicklung, mehrere Unpartheilichkeit, insbesondere einen weniger verschlungenen und deutlichen Ausdruck wünschen. Der Hauptplan des Werks ist, erstlich die Grundbegriffe aufzusuchen, nach welchen überhaupt die Sittlichkeit der Dinge und aller Dinge Verhältniß zu unsrer Glückseligkeit zu beurtheilen ist; hernach zu bestimmen, wie wir überhaupt die Vergnügungen anzusehen haben, und denn die verschiedenen Ergößlichkeiten des Lebens und ihren Werth zu bestimmen. I. Betrachtung: Uebereinstimmende Endzwecke. Dieß soll eigentlich die Apologie seyn, daß Ernst, Tugend und Vergnügen in genauer Verbindung stehen, und also der Sittenlehrer sehr unrecht handle, wenn er den Lehrer der Vergnügungen stolz von sich zurück weist. Die Rathschlüsse Gottes gehen allesammt auf die meisten und höchsten Vollkommenheiten nach ihrem verschiedenen Werth und auf die dazu stimmenden Erkenntnisse und angenehme Empfindungen lebender und vernünftiger Wesen.

Wesen. Das lehrt uns die Welt und auch unsre Erde. Jener Endzweck muß also auch jede Handlung des Menschen lenken, und die Richtschnur seyn, nach der sie urtheilen. Aber so wohl in dieser als den folgenden Abhandlungen bis zur zwölften, herrscht ein so schwerer und verwickelter Bau der Perioden, daß es gewiß den Jünglingen, die es fassen sollen, wo sie es anders verstehen, viele Mühe kosten wird. II. Von der Behutsamkeit, die dem Sittenlehrer nöthig ist. Wenn es seine erhabene Bestimmung ist, andre auf den Weg der Glückseligkeit zu leiten, so muß er den Grundriß des menschlichen Lebens so richtig entwerfen, daß der scharfsprünge Verstand diese Richtigkeit zugestehen muß, und jede Zurechtweisung muß das Geräde der Liebe und freundschaftlichen Besorgniß für andre haben. (Das letzte hat gar keine Schwierigkeit. Schelten und Verdammern, Stolz und gebieterisches Wesen erkälten und erbittern, statt daß sie erleuchten und rühren sollten. Blos weil Poltern leichter ist, als gründliche Belehrung und Nührung, weil es die Unwissenheit so zierlich verkleistert, und einen Anstrich von Heiligkeit und Eifer für die Tugend gewähret, folgt der große Haufe noch immer unerleuchteten und unberufenen Eisern nach. Unter dem Grundriß des Lebens ist die ganze Bestimmung und das Maas der in selbigem möglichen Glückseligkeit gemeint. Dieses muß der kennen, der sich zum Führer aufwirft, den Zusammenhang der mannigfaltigen Kräfte und Vollkommenheiten

Doederl. Bibl. 1. B. 2. St. § stur

studiren, sorgfältig die Heilmittel bestimmen. Welch anders Kreditiv könnte er auch haben, als seine Einsicht und Erfahrung? Auch wenn er sich auf Offenbarung beriefe, würde man ihm einwerfen, er könne sie ohne Naturkenntniß nicht recht verstehen, oder man wolle sich auf diese bloß einlassen.) III. Was ist überhaupt gut und recht? Das ist gut, wodurch eine Vollkommenheit so hervorgebracht wird, daß überhaupt die Summe der Vollkommenheit dadurch zunimmt; das ist recht, wodurch dieß Gute mit Rücksicht auf der Dinge wesentlichen Bestimmungen von Verhältnissen aufs Beste veranstaltet wird. Vollkommenheit aber fodert Uebereinstimmung der Einheit, Ordnung und Wahrheit. Mit ihr ist Schönheit dem Wesen nach eins, und unterscheidet sich bloß durch die Beziehung vollkommener Dinge auf die Erkennungskraft und durch den Reiz, den Wesen, die des Reizes fähig sind, dabey empfinden. (Wie stimmt denn aber das zu der Meinung anderer Philosophen, daß jede Schönheit bestimmte Gränzen der Größe haben, daß sie in die Sinne fallen müsse, und bloß unserm Unvermögen zuzuschreiben sey?) Der Anblick der Vollkommenheit erregt die angenehme Empfindung, und diese wird schwach oder stark seyn, wie das Erkennungsvermögen mehr oder weniger genau die Harmonie verhältnißmäßiger Theile bemerkt. (Auch die Menge der zusammenstimmen den Theile und der Grad ihrer Harmonie kommt dabey in Anschlag.) Man kann folglich auch sagen:

gen: Was die Summe angenehmer Empfindungen in gleichlaufenden Verhältnissen mit der vollkommenen Einrichtung der Dinge vermehrt, ist gut. Diese Vollkommenheit wird noch vermehrt, wenn sie zugleich auf gewisse Einrichtungen in uns eine bestimmte Beziehung hat. IV. Weitere Erklärung. Da nicht allenthalben positive Vollkommenheit herrschen kann, so ist nur so viel Unvollkommenes zuzulassen, als man bey dem Zusammenstoßen der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, um größere Unvollkommenheit zu verhüten, durchaus Statt finden lassen muß. Auch wir haben also auf die größte Summe der Vollkommenheiten zu sehen, da alle ein Anrecht darauf haben, und einen desto größern Antheil bekommen können, je größer die allgemeine Summe ist. V. Ein Blick über das menschliche Leben und daher zu nehmende Maasregeln. Geschichte und Erfahrung muß den Patrioten leiten, um die Harmonie der Vollkommenheiten im Ganzen zu befördern. Mit Uebergehung der VI. Betrachtung über das was im Reiche der Sitten zu thun, komme ich auf die VII. VIII. und IX, wo das Sittlichgute und Böse erkläret, und praktische Regeln zu dessen Anwendung gegeben werden. Sittlichgut ist ihm jede Neigung und Bemühung, die auf die Vermehrung, Erhaltung und den Genuß alles dessen abzielt, was Gott den Menschen durch die Erde hervorbringen läßt, und wozu er ihm Hauptanlagen mitgetheilet hat. Im Ganzen ist es also nicht sittlichgut, wenn Dinge, die kein wahres Bedürfniß befriedigen, so gesucht werden, daß sie

den Genuß wahrer Bedürfnisse hindern, und viele unglücklich machen. Dieses wird nun näher auf den Vorrath in der Natur und auf die Anlagen und Bedürfnisse der Menschen angewandt. Da Gott den Menschen Sinne und Einbildungskraft gegeben hat, so muß der Mensch auch die Vergnügungen genießen sollen, die aus dieser wesentlichen Einrichtung fließen, und sie müssen ohne Verlust der Glückseligkeit können genossen werden. X. XI. Die Vergnügungen und deren Sittlichkeit. Die Gränze zwischen den üblichen Vergnügungen und andern Gegenständen der Vollkommenheit liegt darinnen, daß dort das Vergnügen gradezu als Endzweck betrachtet, hier aber das Auge bloß auf die innere Vollkommenheit gerichtet wird. Ihr Werth beruht auf den Beytrag, den sie zur Vollkommenheit und Erhaltung des Ganzen liefern. XII. Lage, worinn wir in Absicht auf Vergnügungen sind und einige daher fließende Pflichten. Weil nicht alle Menschen dergleichen genießen können, sondern beynähe unter der Arbeit erliegen müssen, so sollte man sie auch in heilsamer Entfernung davon halten. (Aber so muß der Reichere selbst alles Vergnügen meiden, weil er es doch nicht unbemerkt genießen kann? Auch giebt es viele, um die sie der Arme nicht einmal beneidet.) Man soll sie ihnen nicht abschildern, weil sie dadurch könnten gereizt werden. (Aber sie sehen sie ja ohnedas doch. Allzu glühende Farben sind schädlicher.) XIII. Wie ist bösen Vergnügungen Einhalt zu thun? Nicht so

so wohl durch übertriebenen Eifer, als daß man die Sache selbst lehren, und ihre schädliche Folgen zeigen läßt. (Aber das dürfte zuweilen den gänzlichen Verlust der Glückseligkeit nach sich ziehen.) Nun fängt er an die Vergnügungen zu mustern, und das Gute und Schädliche in ihnen zu entwickeln. XIV. Die Vergnügung des gesellschaftlichen Umgangs. Das Gute, das er davon sagt, will ich nicht anführen, eher das Böse, besonders, wenn es nicht so leicht bemerkt wird. Eine feine Bemerkung ist es, daß das Bedürfniß der Gesellschaft bald befriediget ist, auch ganz gut, die Menschen würden sonst ihr ganzes Leben verplaudern. Weicht man von dieser Ordnung ab, so fehlt es an Unterhaltung, und man verfällt auf unnützen Zeitvertreib. (Aber manche haben doch auch gar zu bald den kleinen Vorrath ihrer Begriffe ausgekramt, wissen doch gar nicht zu unterhalten, wenn man auch den Besuch so viel möglich abkürzt. Hier scheint also irgend ein Zeitvertreib ganz unentbehrlich zu seyn.) Er findet die Sitte nachtheilig, daß man oft zu einer Gesellschaft geladen wird, wo man nichts wählen kann, was allen zur Unterredung gefiele, wo also außer einigen Sprechern die übrigen schweigen müssen; ich kann es nur wenig lästig finden. Der muß sehr eitel seyn, der nicht vergnügt seyn kann, ohne daß er den Ton anzieht, und eine oder zwey Personen möchte er doch finden, mit denen er sich unterhalten kann. Große Gesellschaft hält er für die Tugend nicht zuträglich, befürchtet Ansteckung und Beförderung

des Luxus. Mir dünkt im Gegentheil die Menschenkenntniß dabey sehr zu gewinnen. Mit der Ansteckung hat es nur bey jenen wankelmüthigen unsteten Seelen Noth, die gleich dem Chamäleon jede Farbe annehmen, die die Gegenstände um sie herum haben. Auch der Luxus kann nur solche kleine Seelen reizen, die alles anstarren und nachäffen. Der Mann von Grundsätzen läuft selbst in bösen Gesellschaften nicht immer Gefahr. XV. Von Vergnügungen des Aufwands und der Pracht überhaupt. Daß der Luxus dem Ganzen höchst verderblich sey, darinnen stimme ich vollkommen bey. Da aber nicht jeder Aufwand unerlaubt ist, sondern es nur alsdann wird, wenn er unsere Einkünfte übersteigt, oder die Ausübung wichtigerer Pflichten hindert, so hätte es genauere Bestimmungen erfordert, wo das Böse und Schädliche seinen Anfang nehme. Den Einwurf, daß er Fleiß und Industrie befördere, weist er damit ab, daß die Industrie nicht gut sey, wenn dessen Produkte nicht die Menschen überhaupt besser und glücklicher machen. Wie aber, wenn der Gegner einwendete: Ich gebe es zu, daß das lauter künstliche Bedürfnisse sind, die ich durch meinen Fleiß befriedige, daß der Mensch ohne Bänder und Treffen, ohne Kopfzeuge und Spigen eben so gut und zufrieden leben könnte, als ist, da er dieß braucht. Aber da es ihm nun einmal ohne meine Schuld zum Bedürfniß geworden ist, so mache ich ihn wirklich zufriedner, indem ich selbige befriedige, und auch mich, weil ich mich dadurch

er.

ernähre. Wenn es S. 145. heißt, daß Mangel und Elend anfänglich einen Theil zwingt, für den Luxus zu arbeiten, nachher aber die Erwerbung der Reichtümer dessen Zweck sey, und er also dadurch von Großmuth und Wohlthätigkeit abgehalten werde, so bedenkt er nicht, daß dies der Fall auch meistens bey dem sey, der für die wichtigsten Bedürfnisse arbeitet. Wer Brod verkauft, wird eben so leicht gewinnsüchtig, als wer Dosen und Ringe feil hat. S. 146. „Nur einige Händler im Großen gewinnen dabey, der große Haufe der Arbeiter ist dürftig und elend.“ Wahr, aber so ist's bey dem Landmann, so bey dem Handwerker, bey dem Bergmann ebenfalls. „Die Seele wird gegen das Gute gleichgültiger, wenn sie am Ende der Arbeit sich gewöhnt zufrieden zu seyn, ohne sagen zu können, sie habe etwas hervorgebracht, wodurch ein wahres Bedürfniß befriedigt, oder Vollkommenheit verbreitet werden könne.“ Auch das ist mehr scheinbar, als gründlich. An diese höhere Zwecke gedenkt der Arbeiter gemeinlich nicht, sondern daran, ich habe für mich und die Meinigen Brod verdient. Eine solche Seele, fährt er fort, gewinnt nach und nach eine Fertigkeit in Hervorbringung darauf abzielender Ideen, und wird von den Vorstellungen zurückgehalten, die Recht und Pflicht zum Gegenstande haben. Auch hier kann ich nicht beytreten. Wenn diese Ideen in sich nichts Böses haben, und wie könnte der Gedanke an eine Haarlocke oder Masche in sich schlimmer seyn, als an einen Wagen

oder Pflug? so wird bey allen Gewerben die nemliche Gefahr seyn. Der Holländer denkt seine Stockfische, seine Gewürze und Handlungsartikeln, der Schäfer seine Heerden, und die Puzmacherinn ihre Nadeln und Frisuren. Sind sie übrigens rechtschaffen, so werden sie schon jene kostbare Ideen von Recht und Pflicht in ihr Gedächtniß zurückzurufen wissen. Daß große Genies und Virtuosen in solchen Künsten selten tugendhaft seyn sollen, kommt wohl eher daher, weil sie das Studium der Weisheit über ihrem Gewerbe vernachlässigen. Wenn auch, sagt er, seine Kenntnisse und Geschmack dadurch befördert werden, so verliert die Seele hinwieder leicht die weniger angenehmen Lebenspflichten aus dem Gesicht, und macht oft des Menschen Leben mehr zur Thätigkeit in Empfindung, als in Handlung. Sollte das nicht außer irrigen Vortheilen eher daher entstehen, weil es leichter ist, gut empfinden, als gut handeln? Der Begriff des Luxus S. 150. ist recht gut gefasset, aber bey einer genauern Nachforschung wird sich finden, daß die Gefahr da erst ihren Anfang nehme, wo er die Erfordernisse des Standes und das Maas des Einkommens übersteigt, und also die Pflichten hindert, die wir gegen das gemeinschaftliche Wohl haben. Daß er, einmal eingerissen, eine Quelle der Weichlichkeit, des Hochmuths und der Verachtung derer, die weniger Aufwand machen können, sey, daß er die immer weiter ausgebreitete Abneigung von Heyrathen hervorbringe, den

Neid

Neid geringerer ansache, die Gesellschaftlichkeit aufhebe, in unerhörte Geldsorgen, und wohl endlich in Untreue, Schuldenmachen, Betrügereyen und Verlust von Ehre und Leben stürze, das liegt in allen großen Städten so klar am Tage, daß jeder Menschenfreund wünschen wird, dieses vielköpfige Ungeheuer mit einem Streiche erlegen zu können. Diese seelige Wirkung erwarte ich aber nicht von Prachtgesehen, noch selbst ganz von dem Beispiel der Großen, so wirksam es auch seyn mag, sondern allein von gründlicher Instruction, und von der Erfahrung des daraus entstehenden Elends. XVI. Von einigen Hauptarten des Aufwands, als Gebäuden, Mobilien, Bedienten, Staatspferden, reichlich besetzten Tisch. Ueberall wird es hier darans ankommen, nicht bloß was überflüssig sey, sondern wiesern es mit den sonstigen Umständen und Pflichten dessen, der so handelt, streitet. Das aber wird in vielen Fällen deren eigner Beurtheilung überlassen werden müssen. XVII. Von den Vergnügungen der Liebe. Ihre ursprüngliche Bestimmung ist die Verbindung der Menschen zur Fortpflanzung des Geschlechts, undervielfältigung der Glückseligkeit. Erlaubt ist sie, so weit als die Gesundheit der Seele und des Körpers nicht darunter leidet, und nicht eine größere Glückseligkeit für den, der des Genusses theilhaftig wird, für andere und für die Welt dadurch verlohren geht. Den Rath S. 201, daß der Umgang mit tugendhaften Personen, die sich nicht geneigt befinden, mehr als

H 5

freund.

freundschaftlich zu lieben, den Jüngling vor Ausschweifungen bewahre, habe auch ich bewährt befunden. Bey dem Einwurf S. 202, daß es der Natur gemäß sey, sich von dem Ehestand auf andere Art schadlos zu halten, hätte die Meselische Entdeckung von der Art der Einsaugung des natürlichen Ueberflusses eine Stelle verdient. Man sollte es den Jünglingen bis zu ihrer Verheirathung erlauben, haben manche geglaubt. Die Griechen thaten es, aber bey ihnen waren auch die Weiber in sehr geringer Achtung. Man bedenke, wie weichlich die Welt dadurch werden, wie der Ekel an der Ehe steigen, wie weit sich die Erschöpfung ausbreiten, wie hart das Schicksal der Geschwächten und ihrer Kinder seyn würde, und man wird gewiß den Vorschlag abscheulich und der Menschheit unwürdig, man wird es für recht finden, daß sich der Jüngling die Freuden der ehelichen Liebe durch keusche Enthaltbarkeit erkaufe. Nun kommt er auf die Zulassung der Bordelle. Er getraut sich nicht zu bestimmen, ob sie als kleinere Uebel bey zügellosen Sitten zu wählen seyn, und glaubt, wenn der Eindruck der Schande für die Besucher solcher Dörter könnte beybehalten, und die Menge über die Ursachen der Zulassung recht unterrichtet werden, so könnte die Obrigkeit solche in ihre Aufsicht nehmen. Ich kann das nicht billigen. Mich dünkt, es hieß das Laster privilegiren, alle Strafen aufheben, und es als einen Nahrungsweig öffentlich anpreisen. Was öffentlich erlaubt wird, verleiht eben dadurch das Brand.

Brandmal der Schande, und wird nur noch von den edelsten Seelen im Staate verabscheuet. „Aber viele rechtschaffene Frauen und Töchter werden verführt?“ Sey es! haben sie denn keine Schuld? Konnten sie sich nicht verwahren? Lieben sie vorhin die Tugend, so werden sie keinen Verführer dulden; lieben sie selbige nicht, nun so werden sie desto ungescheuter in die Bordelle gehn. Das Künsteln ist hier gefährlich und hat gerade die Wirkung, die die Monopolen und andre Künste leyen im Commerz haben. Mir dünkt auch dadurch die Ehre anderer Frauen und Töchter nicht nur weniger gesichert, sondern noch in mehr Gefahr. Die Wüstlinge, die sich in Bordellen verdorben, und das Gefühl von Ehre und Keuschheit verlohren haben, werden nun derer, die sich öffentlich Preis geben, müde werden, oder die Gefahr der Ansteckung scheuen, und um so viel eifriger reinen und unbescholtenen Personen nachstreben. Weit besser, man behalte die Einrichtungen wider die Unzucht, die darauf gesetzte Schande und Strafen, und hüte sich blos, letztere allzusehr zu schärfen, daß nicht Abtreibung, Verheimlichung, Mord dadurch erregt werde. Macht sich denn doch ein Theil unglücklich, so wird eben wieder ihr Unglück der mehrern Einreißung Schranken setzen, und eine Geschwächte die Ehre vieler andern erhalten. Daß nach S. 219. das weibliche Geschlecht im Ganzen deswegen später stirbe, weil das männliche im Alter mehr Pflege bedürfe, als das weibliche, halte ich nicht für erwiesen. Alte Wittwen sind immer

mer hilfloser als alte Wittwer. Denn ihr Kochen, Waschen und Nähen macht ja doch nicht alles aus. Wider die Polygamie wird immer der davon unzertrennliche Unfriede, der größere Aufwand, die Beraubung anderer, die schlechtere Kinderzucht u. s. w. der Monogamie das Wort reden. Daß die Ehe das Grab der Liebe sey, ist recht schön beantwortet. Im Gegentheil ist bey der Monogamie das höchste Maas der Liebesvergünstigungen, nur muß man, wie er sehr vorsichtig beyfugt, nicht auf die Summe des Vergnügens in einer kurzen Zeit, sondern im ganzen Leben sehen. Alltägliche Dinge, sagt man, verlieren den Reiz, aber in der Ehe braucht es den Reiz der Neuheit nicht. Eben dadurch wird den frühen Erschöpfungen, die man bey jungen Ehemännern und Wittvern wahrnimmt, am besten vorgebeuget, und die Begierde mit der Kraft des Körpers ins Gleichgewicht gebracht. Freundschaftliche Liebe und Hochachtung geht ohnehin nicht verlohren, und diese ist doch wohl im Grunde das Beste der ehelichen Gesellschaft. In Ansehung der Unzertrennlichkeit der Ehen giebt er zu, daß es einzelne Fälle geben könne, wo eine Scheidung zuträglich wäre, aber es überall zuzulassen, würde nur die Trennungen und den Leichtsin in Schließung der Ehen vermehren, und die Vortheile der Kinder, und ich setze hinzu, der geschiedenen Frauen äußerst aufs Spiel setzen. In der That ist ersteres auch, da noch so viel Ehen, durch Zwang und Zwangähnliches Zureden geschlossen werden, so einleuch-

leuchtend, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie Herr Hermes in seiner Sophie (Reise von Memel nach Sachsen) die Unzertrennlichkeit der Ehe so weit treiben, und sie mit noch mehreren Grillen überspannter Moral, in einem erdichteten Falle der ärgsten Art, wo gewiß alle Vernunft und Religion wider seine Meynung ist, so hartnäckig hat behaupten mögen. Daß auch zuweilen Ehepakten zu unglücklichen Ehen Anlaß geben, ist gut bemerkt. Das gewohnte Küssen der Hände und des Mundes im Umgange findet er bedenklich, weil der erste Schritt viel kostet, und es immer lange währt, bis man es wagt, wenn es sonst nicht Mode ist. XVIII. Von den Theaterspielen. Er tadelt daran, daß der spottende Wiß oft nur kleinere Fehler und Schwächen rüge, und die Züge oft überladen oder zu persönlich seyn. So, meynt er, verleiteten sie zur Spötterey, (die gewöhnliche Wirkung ist es drum aber doch nicht) zur Liebe, oft zu der unmordentlichsten, (das sind aber mehr Fehler einzelner Stücke,) zur Intrigue, weil man sie darinn angebracht findet. Auch das letztere wird es gewiß nicht bey vielen wirken, nur bey denen, die sonst schon dazu geneigt sind. Die Leidenschaft ist immer die geschäftigste Lehrerin der Mittel zu ihrer Befriedigung. Die rührenden empfindsamen Stücke erlaubt er nur harten und starken Körpern, zärtliche werden dadurch verdorben. Das scheint in der That die Erfahrung unserer verzärtelten Empfindsamkeitsfliegen Zeiten zu bestätigen. Bey den Trauerspielen schadet die

heut

heut zu Tage beliebte Uebertriebenheit, die uns mit unserer weniger idealischen Lage unzufrieden macht. Wer nur sonst Kenntniß der Welt hat, dürfte doch nicht leicht mit ihr deswegen unzufrieden werden, weil sie bey dem Dichter anders aussieht. Sie können den Gedanken, daß die Arbeit unser Glück ist, verdrängen: aber muß das so seyn, wird nicht mancher nach geendigtem Spiel wieder munter zur Arbeit zurückkehren? An den Singspielen tadelt er, daß der Ausdruck der Musik für den Inhalt meist zu prächtig sey. Kann seyn, aber daß man sich darüber angewöhne, mehr auf Schimmer als innern Gehalt zu sehen, ist unrichtig, das hat weit andre und nähere Veranlassungen. Was wider die Sprüchwortspiele gesagt ist, scheint mir nicht ganz bündig. In der Geschwindigkeit kann nichts Gutes werden, aber man will ja auch in Gesellschaften nicht lauter Orakel von sich geben. Stegreiffsachen muß man nicht zur Unterhaltung für andre gut halten, aber wie gesagt, wer denkt denn sonst bey jedem Wort so genau, als ob er eine Rede pro Archia halten sollte? Die es gut machen, sind schon zu reizbar, und werden dadurch noch mehr gereizet; aber wenn das ist, so dürfen sie weder lesen noch denken. Die Spielenden, die es minder gut machen, können zum Neid Gelegenheit bekommen; nun die hätten sie ja auch über die Hutsfeder oder eine Steinschnalle bekommen können. Die Seele bekommt eine unruhige romantische Verfassung. — Das ist doch die gewöhnliche Folge nicht.

Die

Die Theaterspiele in Schulen verwirft er, weil sie zu heftige Gefühle erregen; ich würde hier mehr auf dem ungeheuren Zeitverlust und den schlimmen Wendungen, die der Fleiß bekommt, bestehen. Der Schluß ist, daß die nachtheiligen Folgen den guten noch nicht gleich kommen, daß sie aber doch nicht abzuschaffen, sondern zu verbessern seyn. Ganz unparthysch scheint die Prüfung nicht ausgefallen zu seyn. XIX. Pantomime und Maskerade. Erstere veranlaßt eine starke Neigung zu Abentheuern und romanhaften Begebenheiten. (Ist das eine nothwendige Folge, oder hängt es vielmehr von der vorhergehenden Stimmung des Zuschauers ab?) Sie kann nützlich und schädlich seyn, je nachdem die Fabel des Stücks gute oder böse Gedanken und Begierden erregt. Die Maskerade wird ganz verurtheilt, weil man da unter der Hülle manches spreche, das man mit offenem Gesicht nicht sprechen würde, und mehr Gelegenheit zum Verführen habe. (Aber wäre denn der Patriot, der unter der Maske seinem Fürsten Wahrheiten sagte, die er außerdem nicht wagen dürfte, auch tadelnswerth? Ist nicht der Verführer der nemliche, in der Kirche und auf dem Volke? Macht ihn erst die Maske zum Bösewicht?) XX. Musik und Tanz. Die Musik hält einen Vortrag über menschliche Empfindungen, und setzt uns theils selbst in ähnliche, theils macht sie uns geneigt, an andrer Menschen Empfindungen und Schicksalen Theil zu nehmen. Da gewöhnlich Heiterkeit, Frölichkeit, Melancholie, sanfte Nührungen und

er.

erhabne Gefinnungen durch sie mitgetheilet werden, die den Menschen zuträglich sind, so gehört sie unter die würdigsten Vergnügungen. Ich denke ihr auch den Plas nicht streitig zu machen, aber doch möchte es auch hier Fälle und Gemüths-Dispositionen geben, wo sie entweder überhaupt oder eine besondre Art davon weniger nützlich wäre. Wollte ich grade wider sie deklamiren, so könnte ich ja auch sagen, sie verleite durch Frölichkeit zum leichtsinn und ausgelassenen Lustigkeit; eine andre Gattung erschlafe die Nerven zur Wollust, eine andre nähre den Hang zur Schwermuth, und Beyspiele sollten mir so wenig fehlen, als bey andern Arten des Vergnügens. Ich sage dieß nur zum Erweis, daß jede Gabe Gottes, recht gebraucht, gut ist, und daß das Schädliche meist mehr in dem Menschen selbst, als in Dingen außer ihm liegt. Man solle, sagt er, die Neigung großer Herren nicht auf Musik fallen lassen, weil sie das Hauptwerk darüber vernachlässigen. (Aber, wenn das so seyn muß, so ist doch besser, sie vernachlässigen es über das Concert, als über die Parforcejagd oder im Arm der Maitressen.) Weniger billigt er den Tanz, doch will er ihn nicht als sündlich angesehen haben, dessen Wirkung ist deswegen so stark, weil so viel sinnliche harmonische und gesangmäßige Gänge der Bewegung sich vereinigen, und die beyden feinsten Sinne des Körpers wetteifernd lieblosen. In Ansehung der Seele sind viele nicht unschuldig genug, erwecken leidenschaftliche Ideen und Begierden, andre Vergnügungen damit zu ver-

verbinden. Das gebe ich zu: so sind also diese bestimmte Tänze unerlaubt, aber nicht deswegen alle verwerflich. Daß sie Krankheiten erregen, ist wahr, aber nur wenn man zuviel thut, kein Maas und keine Gränzen kennt? Ist aber da der Tanz Schuld, oder der Tänzer? Ist der Wein Schuld, daß der Säuser seine Vernunft verliert? Wenn er seine und anständige Empfindungen ausdrückt, und mäßig genossen wird, ist er nicht nur unschuldig, sondern auch denen, die viel sitzen müssen, zu empfehlen. Für den Prediger schickt er sich nicht, weil er zwar Heiterkeit und offne Freude, nicht aber leichtsinn zeigen soll. (Aber so dürfte er auch obrigkeitlichen Personen unanständig seyn!) XXI. Von einigen zum Schauspiel dienenden Kunstfertigkeiten und Werken. Von Feuerwerken, Illuminationen, Seiltänzern, Springern, Balancirern, Kunstbereitern und Taschenspielern. Alle diese Arten von Vergnügen werden wenig gelobt, weil sie theils zu theuer, theils mit allzuvieler Gefahr verbunden sind. XXII. Von den Kampffspielen. Er rühmt an ihnen, daß sie Wetteifer und Feuer zur Thätigkeit erregen, und also mehr körperliche Kräfte unter die Menschen bringen. Dem Wettlaufen giebt er den Vorzug vor dem Wettrennen und Reiten, weil es weniger gefährlich ist. Das Boxen, Streitkolbensechten, das Fechten der Gladiatoren, die Turniere verdienen keinen Beyfall, wohl aber das Ringen, Scheibenwerfen und das Ballspiel, welches letztere er besonders wieder herzustellen Doederl. Bibl. 1. B. 2. St. I wünscht.

wünscht. (Wer aber strenge urtheilen wollte, der könnte noch manches ausfinden, was auch daran noch tadelnswürdig wäre.) XXIII. Gewinnsts spiele. Man kann am Siege, als an einem Zeichen des Uebergewichtes der Geschicklichkeit mehr Vergnügen, als an dem Preise finden. Die Absicht der Spieler bestimmt die individuelle Benennung des Spiels. Woben man mehr auf die Ehre sieht, das ist ein Kampfspiel, woben mehr auf den Gewinn, ein Gewinnspiel. Der Spieler sucht einem andern einen Theil des Seinigen durch Geschicklichkeit zu entwenden. Dadurch wird dann die Neigung an sich zu reißen, ohne wieder zu geben erregt, und indem man die Mitspieler als Feinde betrachtet, die Menschenliebe geschwächt. Ich finde das nicht unpartheyisch genug. Es ist wahr, man sucht des andern Eigenthum, aber es geschieht dieses ja mit des andern Willen. Sie werden darum eins, daß etwas gewisses der Preis des Spieles seyn soll. Man kann dieß also nicht entwenden nennen, noch aus dem Grunde es als ein unrechtmäßiges Trachten verwerfen. Die Neigung an sich zu reißen, wird wol auch nicht sonderlich erregt, da der oft eintretende Fall, wieder zu geben, solcher wieder entgegen arbeitet. Und die Menschenliebe scheint mir nicht wegen der Mitspieler, denn die sieht man nicht als eigentliche Feinde an, sondern mehr in so fern zu leiden, als sich die Neigung zum Spiel mit der Wohlthätigkeit nicht verträgt. Es scheint also immer noch mehr darauf anzukommen,

men, ob der Zeitverlust dabey nicht zu groß ist, ob sich nicht böse Leidenschaften und Handlungen damit vergesellschaften, und ob es in den Schranken bleibt, daß Thätigkeit, Treue und Menschenliebe nicht darüber in Vergessenheit kommen. Die Unruhe, die es den Spielern verursacht ist mehr ergözend als verdrießlich, wenn das Spiel nicht zu hoch ist. Die Ausrede, daß man, um es interessant zu machen, um Geld spiele, sucht er dadurch zu entkräften, daß sich ja hier die Gewinnstsucht offenbar verrathe. Aber man kann wieder einwenden, daß doch etwa die Mitspieler unaufmerksam seyn, oder solche gleichgültige Karten fallen könnten, daß keine Geschicklichkeit sich dabey erweisen ließe. — Es giebt Spiele des Zufalls, des Zufalls und Denkens zugleich, und des Denkens allein. XXIV. Spiele des Denkens. Auch hier scheint ihm die Bemühung, andern Hindernisse zu legen, übeln Einfluß zu haben. Dem Schach giebt er vor allen den Vorzug, aber ich würde daran tadeln, daß es keine Erholung ist, daß die Denkkräfte, die dazu erfordert werden, eine nützlichere Anwendung litten. Das Damenspiel erfordert schon weniger Mühe. Der Billard wird wegen der damit verbundenen gesunden Bewegung (und der praktischen Erlernung der Bewegungsgesetze, dürfte man beifügen) sehr gelobt. Das Regel- und Mailspiel bewahrt vor Saufen und andern Unordnungen. (Daß also das meiste auf den Mißbrauch, auf die Gemüthsart der Spieler und auf zufällige Nebenumstände ankom-

me, läßt sich aus diesen Äußerungen leicht folgern.) XXV. Von Spielen der Geschicklichkeit und des Zufalls, wozu Whist, Lombar und Quadrille gerechnet ist. Sein Urtheil besteht darinnen, daß er sie zwar alle verwirft, aber weder sie selbst, noch alle, die daran Antheil nehmen, verdammt. Ihre gute Seite ist, daß sie wider die Langeweile schützen, einige Uebung des Verstandes geben, und an die Stelle eines größern Uebels treten. Dafür aber geben sie Anlaß zur Freude bey dem Mißvergnügen anderer und zur Selbstsucht, so aber nur bey gewissen Charaktern erfolgen dürfte. Des Nutzens, daß es Leute von den verschiedensten Einsichten und Neigungen, während ihres unabänderlichen Beyseins, zu einem gemeinschaftlichen Umgang verbindet, ist nicht gedacht worden. Bey den bloßen Zufallsspielen B. XXVI. werden die fürchterlichen Folgen vortreflich entwickelt. Wenn S. 196. behauptet wird, der Gewinner sey, in so fern er menschliche Gefinnungen hat, beym Gewinn elend, weil er nur nimmt, und nicht giebt, und seinen Bruder in Noth sieht, so werden Spieler verschiedenes dagegen erinnern. Sie werden sagen — hier forderten es ja die Gesetze des Spiels, daß man nichts gebe, und nichts nehme, als was das Spiel fordert, und hier also weder Zeit noch Ort zur Wohlthätigkeit sey. Auch würde, falls das Spiel nicht ruinirend wäre, der andre nicht sogleich elend. S. 197. Mit der Masse des Geldes wächst nicht das Maas der Glückseligkeit

ligkeit, doch aber werden immer angenehme Empfindungen entweder in Ansehung des ihigen Genusses oder der künftigen Anwendung dabey seyn. Von Lotterien und dem Genuessischen Lotto 207. sagt er, sie machten alles eifersüchtig, neidisch, feindselig und folglich auch unglücklich. Doch hält er jene für unschädlicher als das Lotto, das so leicht zu Ende geht, und sich wieder erneuert, eben dadurch aber die Gedanken von Gewinn und Verlust tiefer einprägt — und bey einem großen Theile sich mit Verlust von Credit und Vermögen endiget. (Daß man sie in den neuern Zeiten zu einer reichhaltigen Finanzquelle gemacht, und zuweilen den Gewinn zu wohlthätigen Absichten bestimmt hat, hat auf ihre Sittlichkeit so wenig Einfluß, als die jährlichen Abgaben öffentlich geduldeten Huren ein Bestimmungsgrund für die Zulässigkeit ihrer Dultung werden. Doch bonus odor ex re qualibet.) XXVII. Die Jagd billigt er nur sofern, als wir die Thiere brauchen, da es unrecht ist, Thieren mehr Schmerz zu machen, als ihr Tod erfordert. Daß er die Heße und Leidenschaft des Jagens mißbilligt, ist leicht zu erachten. Die Regel, nicht an die Schmerzen des Thiers bey der Jagd zu denken, läßt sich nicht wohl ausüben. XXVIII. Die edelsten und würdigsten Freuden der Menschheit aber sind Weisheit und Tugend. Dem Hrn. Verfasser gebühret für das, was er geleistet hat, des Menschenfreundes Dank, aber noch höhern würde er sich erworben haben, wenn er strenger und unpartheyisch

thensischer verfahren, die zufälligen übeln Folgen derselben von den nothwendigen genauer getrennt, und die Frage bestimmt entschieden hätte, ob das Böse mehr in der Sache selbst, oder in den Umständen und dem Gemüthe der Personen, die sich ihnen überlassen, anzutreffen sey. Aus vorliegenden Betrachtungen scheint nur so viel zu folgen, daß die meisten ihrer Natur nach nicht schlechterdings mit den Pflichten der Rechtschaffenheit streiten, sondern mehrentheils dadurch schädlich werden, indem man sich ihnen zugellos überläßt, und den Rath der Weisheit und Tugend darüber vergiftet. Noch immer nicht genug, die strenge und gelindere Parthey der Moralisten zu vereinigen.

IV.

Il falso Discepolo di Sant' Agostino e di San Tommaso convinto d'errore. Riflessioni critico dogmatiche del Canonico Luigi Mozzi sopra un nuovo libro sulle correnti dottrine. — In Venezia,

1779. 8.

Herr Mozzi tritt hier als ein eifriger Vertheidiger der Bulle Unigenitus und der dadurch bestätigten Lehrsätze auf, und bekämpft den Verfasser eines Buches, welches im Jahr 1776 zu Brescia unter dem Titel: La dottrina di S. Agostino

fino e di S. Tommaso vittoriosa di quella di Molina e de' suoi seguaci herauskam. Seine Streitschrift ist in drey Theile, und jeder derselben wieder in Kapitel, diese aber in Paragraphen abgetheilt, deren jeder einen irrigen Satz vorausest, den hernach der Verfasser in der beigelegten Reflexion beleuchtet, und mit Anmerkungen begleitet, worinnen theils Beweisstellen und Allegata, theils historische und literarische Erläuterungen vorkommen. Wir wollen das Werk, dessen Inhalt nicht ganz polemisch ist, Stück für Stück durchgehen.

Erster Theil. Erstes Capitel. Von dem Ansehen des heil. Augustins und heil. Thomas in der Lehre von der Prädestination und Gnade. Erster Satz (des Gegners, den Herr M. bestreitet.) „Augustin und Thomas haben von der Gnadenwahl und Gnadenwirkung blos das gelehrt, was die Kirche zu allen Zeiten, mit Ausschließung jeder andern Lehre, behauptet hat.“ Hier widerspricht Herr M. seinem Gegner und zeigt, daß zwar alles, was beyde gelehrt haben, dem System der Kirche nicht widerspricht, aber doch deswegen nicht in allen und jeden Punkten die eigentliche Lehre derselben ist. Die Kirche hat zwar die Lehre dieser Männer empfohlen, aber doch dadurch nicht alle ihre Meinungen annehmen wollen. Viele darunter sind Schulfragen, wovon jeder halten kann, was ihm gut dünkt (und wovon es auch besser wär, wenn wir

wir sie nicht wüßten.) Viele ansehnliche Prälaten und Theologen haben geglaubt, der heil. Augustin wäre im Disputireisen gegen die Pelagianer zu weit gegangen, (wer das nicht glaubt, hat schwerlich sich die Mühe genommen, den zehnten Tom der Werke Augustins durchzulesen, die den Polemiker nach allen Künsten und Schwächen darstellen.) Auch St. Thomas soll aus den Schriften Cassians (des Haupts der Semipelagianer), die er fleißig gelesen, unrichtige Begriffe angenommen haben. Am Ende ist es auch so ganz ausgemacht noch nicht: ob beyde behauptet haben, die Gnade sey an und für sich schon wirksam und die Bestimmung zur Seligkeit komme bloß aus Gnade, ohne alle Rücksicht auf etwas anders. Michin denke und glaube jeder was er will, über solche Materien, welche die Kirche unentschieden läßt. Er unterwerfe sich aber ihren Entscheidungen, wenn sie welche gemacht hat, und protestire oder chikanire nicht darwider. (Am Schluß dieser Reflexion werden die Jansenisten scharf mitgenommen, doch ist Herr M. nicht so unartig, wie manche seiner Widersacher, die ihn nach S. 2. 3. einen elenden einfältigen Menschen, ein wunderliches Meteor, das endlich zum Irrwisch wurde, und dergleichen genannt haben.)

Zweytes Kapitel. Vom Lesen der heil. Schrift. Zweyter Satz des Gegners: „Die Molinisten haben unter dem Vorwand eines angeblichen Verbots, die Christen von dem Lesen der heil. Schrift abzuhalten gesucht: eben als
wenn

wenn man Kindern das Recht nehmen wollte, das Testament ihres Vaters zu lesen, und wenn man ihnen die Rechtsansprüche zu verheelen suchte, welche sie auf seine Erbschaft haben.“ Antithese. Dieß ist Quesnels Sprache. Anders urtheilt die Kirche, die Tridentinische Versammlung, die dogmatische Bulle von Klemens XI. Böse oder auch verdächtige Uebersetzungen stiften bey untheologischen Lesern mehr Schaden als Nutzen. Mithin sind sie wirklich, nicht bloß angeblich, verboten worden. Nun ist zwar seit dem Jahre 1757. die Strenge des Verbots gemildert: aber hieraus, sagt Hr. M. folge noch nicht, daß jedermann, ohne Unterschied, die heil. Schrift in einer Uebersetzung lesen dürfe. Es sind vielmehr ausdrückliche Einschränkungen deswegen festgesetzt worden, und vielleicht sind diese noch nicht hinlänglich, alle Gefahr zu verhüten. — Dritter (irriger) Satz: „Unwissenheit in der Schrift giebt Gelegenheit zu Irrthümern. Dieses hat selbst ein berühmter Pabst bekennet. Forschet also darinnen nach allen Vermögen und in lauterer Absicht, mit aufrichtigem Verlangen die Wahrheit zu finden, und ihr allein zu folgen, mit Demuth des Herzens, nicht um daraus disputiren zu lernen, sondern mit eignen Augen das zu sehen, was euch nicht unbekannt bleiben soll.“ Wieder nicht recht. So reden die Novatoren, die je und allezeit so viel Böses (grad so viel als Veterarier) in der Welt angerichtet haben, alle Irrgeister und Sektirer. Durch die bösen verfälschten Ueberset-

lungen der Bibel breiteten Luther, Calvin und Beza ihr Gift aus: und die jansenistische Reserparthen, die sich sonst in so viele Sekten zertheilt, ist bloß darinnen einig, jenen Haerestarchen in Absicht auf diesem Punkt zu folgen, und die heilsamern Vorschriften der Kirche (welche freylich mit dem Interesse der christlichen Religion in diesem Punkte sehr collidiren) zu verachten. Immerhin, meynt er, mögen auch weltliche Personen die Bibel in der von dem Tridentinischen Concilium approbirten Uebersetzung, auch wohl in der Landessprache, versteht sich, von einem Glaubensgenossen verdolmetscht, lesen: sie thun sehr wohl daran: aber sie müssen dabey die Bedingnisse in Acht nehmen, welche die Kirche vorschreibt: und die Zahl derer, welchen dieß lesen nützlich werden kann, wird nicht groß seyn. (Ein harter Vorwurf gegen die Layen in der katholischen Kirche!) Die Erfahrung hat genugsam gezeigt, wie viele schwache Köpfe durch die Bibel ganz verwirrt worden und wie viel Unheil und Aergernisse auf solche Art entstanden seyn. Wollte man sagen: es gab doch auch in der ersten Kirche schwache Köpfe, die dem ungeachtet die Schrift in einer damals allgemein bekannten Sprache lesen durften: so ist zwar nicht zu läugnen, aber daher kam auch die üble Folge, daß die Ungelehrigen und Leichtfertigen (giebt es denn nur dergleichen unter den Layen?) vieles, besonders in Pauli Briefen, verdreheten. (Und dieser Erfahrung ohngeachtet machte Petrus kein Bibelverbot.) Auch lehrt die Schrift Schwache und Un-

Unwissende nicht, Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden. (Ein sehr unbehutsamer Satz. Genug, was sie sagt, ist Wahrheit: wovon sie das Gegentheil sagt, das ist Irrthum. Eher ließ ichs gelten, wenn er gesagt hätte, der Ungelehrige wisse nicht das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu unterscheiden.) Für Schwache seyn Catechisationen, Predigten, Andachtsbücher weit sicherer und dienlicher. (Sie müßten in Italien weit besser seyn, als gemeiniglich im katholischen Teutschland, wenn sie nun würdig seyn sollten, mit der Bibel verglichen zu werden.) — Der schlimmste Rath, nach seiner Meynung ist, daß einfältige Christen nach Vermögen in der Schrift forschen, und mit eigenen Augen sehen sollen, was ihnen zu wissen nöthig ist. Denn dieß widerspricht grade der Tridentinischen Verordnung, kraft welcher man nicht mit eigenen, sondern mit den Augen der Kirchenväter sehen und sich an die Kirche halten soll, welche den rechten Verstand der Schrift zu erklären hat. Zum Beweis der Nothwendigkeit dieser Sache ist in der Anmerkung b. S. 46 fg. ein Verzeichniß von Stellen alten und neuen Testaments eingeschaltet, aus denen Ungelehrte nicht sollen klug werden können. 3. E. Joh. 12, 44. Wer an mich glaubet, glaubet nicht an mich. (Wer nicht eine Zeile weiter liest, wird freylich nicht wohl aus der Schwierigkeit kommen.) 2 Cor. 5. Gott hat den, der von seiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht. (Nur nicht so wörtlich übersezt; so wird es jedermann verstehen.)

1 B. Mos. 1, 18. Seyd fruchtbar und mehret euch, vergl. Matth. 19, 10. es ist nicht gut, ehelich werden. (Wer das, was dort Gott sagt, von dem, was hier die Jünger folgern, nicht zu unterscheiden weiß, — nun, der folge Hrn. M. und lasse die Bibel liegen. Aber wie wird es bey solchen Ungelehrten mit dem Verstehen der Predigten und Erbauungsbücher aussehen?) **Vierter Satz.** „Um den verborgnen Sinn der Schrift desto besser zu verstehen, lesest solche Bücher, welche die Glaubens- und Sittenlehre am besten aufklären. 3. E. die Werke von Pet. Nicole u. s. f. „**Antithese.** Dieß sind also die Leute, denen die heil. Väter nachstehen müssen? (Gelegenheitlich kommt der Verf. auf eine Digression über die Zeit, da Elias erscheinen wird.) Die Jesuiten haben sich weit ehrerbietiger gegen die Kirchenväter bewiesen, als die Novatoren und Jansenisten, deren Meinungen überhaupt verhänglich, unkatholisch und satzsam anathematisirt sind: und wenn auch hier und da etwas Gutes von ihnen ist geschrieben worden, als z. E. wider die Protestanten, so reicht doch dieß nicht zu, sie zu Rechtgläubigen zu machen. Haben nicht die ärgsten Sektirer wider Kezeren gestritten, welche von den andern abgingen? Ließ Calvin nicht einen Servet und Gentilis verbrennen? (Gentilis wurde enthauptet, nicht verbrannt, und dieses erst nach Calvins Tode.) Nicole, Arnaud, Dugurt, Floriot, Mezengui, Dupin u. a. werden hier so behandelt, wie sie es schon öfters von Jesuiten erfahren.

erfahren haben. — So unangenehm dieses weitläufige Stück wegen des beständigen polemischen Schmähens zu lesen ist, so muß es doch wegen der sehr vollständigen Literarnotizen von den jesuitisch-jansenistischen Streitigkeiten bis auf die neueste Zeit, für eines der besten und brauchbarsten in diesem Werke erkannt werden.

Der Zweyte Theil ist der eigentlichen Streitfrage gewidmet, und betrifft die Lehre von der Gnade. Das erste Kapitel, von der Gnade überhaupt hat zwey Sätze. **Fünfter Satz.** „Augustin lehrt, daß die Gnade nicht nur das Vermögen zu wollen und zu vollbringen giebt, sondern daß sie auch durch Einflößung der christlichen Liebe das Wollen und das Vollbringen selbst wirkt.“ **Antithese.** Falsch. St. Augustin sagt dieß nirgends. Ein anders ist, zugeben, daß es eine Gnade giebt, die außer dem Vermögen zu wollen und zu vollbringen, beydes, Wollen und Vollbringen in der That wirkt. (Das ist die wirksame Gnade (efficiens), die jeder Christ zugestehen muß.) Ein anders ist behaupten, daß die Gnade allemal Wollen und Vollbringen in der That wirkt. Augustin charakterisirt uns eine Gnade, die das Wollen und Vollbringen nicht in der That wirkt, sondern nur dazu behülfflich ist, eine Gnade, ohne welche wir weder wollen noch vollbringen, die wir von Gott erhalten, die aber nicht immer alles das wirkt, wozu sie uns von Gott gegeben ist, die also wohl hinlänglich (sufficiens) aber

aber nicht allezeit zugleich wirksam (efficiens) ist. Der obige Satz des Gegners klingt nach Hrn. M. fast so, wie ein andrer der Synode zu Dordrecht: quoscunque Spiritus S. trahit, illis non dat tantum posse currere, sed etiam ut re ipsa currant. (Wie leicht würde doch diesen Subtilitäten abgeholfen werden, wenn die Theorie von Gnadenwirkungen, die einige neuere unsrer Gottesgelehrten nach richtigen psychologischen Grundsätzen aufgeklärt und berichtigt haben, allgemeiner würde. Gott fordert, was der Mensch thun kann, und giebt seiner Kraft Antrieb. Bestes Wollen wirkt That; wer jenes hervorbringt, ist zugleich Urheber von dieser.) Sechster Satz des Gegners: die Gnade wird eingetheilt in die Schöpfungsgnade d. i. der moralische Zustand, darinn Engel und Menschen erschaffen worden, mit allen Hülfen, die ihnen Gott gab, diesen Zustand zu erhalten, so lange sie wollten: und in die Erlösungsgnade, welche eine heilende Kraft hat, und uns die Gesundheit und das Leben der Seele kraft des Verdienstes Jesu Christi wieder verschafft. Wieder gefehlt. Die bloß zureichende und hinlängliche Gnade dient zur Heilung des gegenwärtigen Zustandes der verderbten Natur: aber sie giebt uns nicht die Gesundheit und das Leben der Seele wieder: sie bewirkt die Heilung nicht, als vielleicht nur manchmal. Der Satz des Gegners könne zu dem jansenistischen Irrthum Anlaß geben, als ob jede zur Heiligung dienende Gnade, in den Umständen,

den, worinnen sie mitgetheilt wird, allemal unfehlbar wirke und durch nichts gehindert werden könne. Der Gegner sagt ferner: die Schöpfungsgnade wäre, in Ansehung ihrer Dauer dem menschlichen Willen überlassen gewesen; hingegen die Erlösungsgnade wirke stets ohne alle Hinderniß und erreiche allemal ihre Absicht. Das ist wieder ein calvinisch-jansenistischer Irrthum.

Zweytes Kapitel. Von der zureichenden Gnade. Siebender Satz. „Die neuen Begriffe, die man bekam, indem man sich an eine neue Terminologie gewöhnte, schwächten und verlöschten die ältern Begriffe. Man nannte die erweckende Gnade eine zureichende und schrieb ihr eine vollkommne Kraft zu: und weil man sie immer so nannte, so glaubte man endlich, sie sey wirklich zureichend, und man setzte sie an die Stelle der wirksamen Gnade, die man nun nicht mehr für so nöthig hielt.“ Antithese. Es ist calvinisch-jansenistische Unwahrheit, den Rechtgläubigen diese Beschuldigung zu machen. Es werden beyde Arten der Gnade, die zureichende und die wirksame, in dem katholischen System angenommen. Die zureichende giebt uns das nächste, vollkommne, von aller Hinderniß befreyte Vermögen zu handeln: die wirksame Gnade giebt uns noch überdieß die Handlung selbst. Letztere ist allezeit nöthig um wirklich zu handeln: erstere um handeln zu können. Das übrige in dieser Hypothese betrifft bloß Schulhypothesen. (Hier scheint

scheint die Antithese nicht passend, und die Definition der beyden Gnaden minder genau zu seyn. Da wir doch die Distinktion auch im System haben, wollen wir den Unterschied so zu bestimmen suchen. Erweckende Gnade ist die Hervorbringung des ersten guten Entschlusses: zureichende ist, wenn die Vorstellungen so stark sind, daß sie den Entschluß zur Ausführung fortreiben können: **würksam**, wenn Entschluß und That wirklich auf einander folgen. Eine Bemerkung, die auch die folgende achte Theseis aufklären wird.) „Die erweckende Gnade heißt so, weil sie den Menschen bloß zum Guten erweckt, aber dabey nicht so viel wirkt, daß er das Gute auch in der That vollbringe. Die systematischen Lehrer nennen sie gemeiniglich die zureichende Gnade, und geben zu, daß man ihr widerstehen könne.“ Diese Vorstellung der erweckenden Gnade ist, nach Hrn. M. irrig: denn dieselbe, meint er, erweckt nicht bloß zum Guten, sondern giebt auch alles, was zur Vollbringung des Guten, wozu sie erweckte, erforderlich ist. Wie könnte man behaupten, daß es möglich ist, dieser Gnade zu widerstehen, wenn sie weiter nichts hervorbrächte, als eine unvorsehbliche, nicht in unserm Willen stehende Regung des Herzens? (Man könnte zwar der Regung selbst nicht widerstehen, d. i. sie nicht verhindern, aber doch dem, wozu sie uns antreibt.) **Neunter Satz:** „Die Gnade, von der wir reden, ist, wie Augustin sagt, eine Einflößung der Liebe: sie macht, daß wir aus heiliger Liebe unsre Pflicht,

so

so weit wir sie kennen, erfüllen; und hierinn, sagt der heil. Lehrer, besteht eigentlich die Gnade.“ **Antwort:** Hier ist der Text Augustins, *contra duas Epp. Pelag. L. 4, c. 5. n. 11.* falsch ausgelegt. Er will hier keine Erklärung von der Gnade geben (die er sonst auch nicht giebt, wie es denn dem guten Kirchenvater nicht eben um Aufhellung und Bestimmung der Begriffe zu thun war): er sagt auch nicht, sie mache, daß wir etwas thun, sondern sie werde uns zu dem Ende gegeben, daß wir Gutes thun. Nach des Gegners Behauptung, müßte jede Gnade wirksam seyn. **Zehnter Satz.** „Die zureichende Gnade der Molinisten hilft nur das Gute zu vollbringen: aber sie erweckt nicht, sie wirkt nicht die Einwilligung zur Vollbringung desselben. Diese Gnade wird allen Menschen zu Theil, Glaubigen und Unglaubigen, Sündern und Gerechten, denen die verblendet und verstockt sind, sowohl als denen, die es nicht sind. Diese Gnade wird dem Menschen nie entzogen.“ **Antithese:** Dieß ist die katholische Lehre der Kirche, kein pelagianischer Irrthum, folglich kein Vorwurf wider die Molinisten. Im übrigen ist bey den Gottesgelehrten noch nicht entschieden, ob diese zureichende Gnade nie, weder mittelbar noch unmittelbar, auch nicht zum Theil, oder in einem gewissen Grade die Einwilligung zum Guten wirke, (wird auch nicht so leicht entschieden werden, da die Merkmale von Gnadenwirkungen so unbestimmt sind).

Doederl. Bibl. 1. B. 2. St.

K

Er

Er kommt auf die wirktsame Gnade. (R. 3.) **Zwölfter Satz.** „Die wirktsame Gnade ist eine Gabe, die Jesus Christus selbst in die Welt brachte.“ Der Ausdruck ist zweydeutig und kann zu Irrthümern führen. Man könnte schließen: wenn Christus erst diese Gnade brachte, so war sie vor ihm nicht vorhanden. Folglich konnte vom Anfang der Welt bis auf Christum niemand ein gutes verdienstliches Werk thun, und also auch niemand selig werden. **Zwölfter Satz.** „Die an und für sich wirktsame Gnade ist uns zu jeder guten Handlung nöthig.“ Ein tadelhafter Satz. Erstlich giebt es viele, die keine an und für sich wirktsame Gnade zugeben, z. E. die Scotisten, und folglich müste im System derselben keine zu jeder guten Handlung nöthige Gnade Statt finden. Zweitens muß man fragen: ob diese Gnade nöthig sey, nur um jede gute Handlung zu vollbringen, oder auch, um sie vollbringen zu können? Im ersten Falle wäre der Satz (wenn man nur das an und für sich wegläßt,) orthodox; im andern eine förmliche Keßerey, weil dadurch alle bloß zureichende Gnade aufgehoben würde. **Dreizehnter Satz.** „Gott ist allmächtig; mithin muß allemal sein Wille geschehen; und also ist jede Gnade für sich wirktsam, indem sie allemal alles das wirkt, wozu sie gegeben wird, sie mag nun entweder in der That das Gute, worauf sie abzielt, durch uns zuwege bringen, oder uns nur dazu erwecken.“ Dieß heißt, sagt Herr

Herr Mozzi alle bloß zureichende Gnade aufheben und sie mit der wirktsamen vermengen. Auf solche Art müssen die Frommen, wenn sie sündigen, ungeachtet alles ihres Bestrebens, die göttlichen Gebote zu halten, nothwendig sündigen, weil ihnen Gott keine in der That wirktsame Gnade verleiht. Folglich giebt es Gebote Gottes, welche auch die Frömmsten, sie mögen thun, was sie wollen, unmöglich halten können. Wollte man sagen, daß im entgegengesetzten Fall Gott nicht allmächtig seyn, und sein Wille nicht immer geschehen müste: so dienet zur Antwort, daß Gott nicht immer schlechterdings und ohne Bedingniß das will, was er will. (Sehr richtig: die Wirkungen Gottes im Menschen richten sich allezeit nach der Empfänglichkeit der Menschen: und ist denn so entschieden, daß die Gnade unmittelsbar, und also auch unwiderstehlich wirktsam wirkt?)

Viertes Kapitel. Von der unwiderstehlichen Gnade. **Vierzehnter Satz.** „Die wirktsame Gnade ist die einzige Gabe Gottes, die man nicht misbrauchen kann.“ Die Gnade misbrauchen, ist so viel, als ihr widerstehen. Aber die Kirche hat entschieden, daß man auch der wirktsamsten Gnade widerstehen kann. **Fünfte zehnter Satz.** „Die Gnade ist wirktsam vermöge des Willens und des Rathschlusses Gottes, und vermöge seiner Allmacht.“ Das ist wohl Quaesnell's Sprache. **Sechzehnter Satz.** „Welche Macht kann je die Wirkungen des Willens

lens und Wohlgefallens eines allmächtigen Gottes hemmen, und uns hindern, an den Absichten seiner Barmherzigkeit über uns Theil zu nehmen?“ „Eine (in der That) bedenkliche Behauptung. Mann könnte daraus folgern, daß sich die Barmherzigkeit Gottes auf die, so verloren gehen, nicht erstrecke, und also Christus nicht für dieselben gestorben sey. Die Rechtgläubigen sagen, daß Gott ungeachtet seines allmächtigen Willens, oft zuläßt, daß der Mensch seiner Gnade widerstehe und sie fruchtlos mache. (Dieß muß auch seyn, wenn der Mensch frey und ungezwungen handeln soll.) Siebzehnter Satz. „Die göttliche Weisheit hilft uns alle Hindernisse überwinden: die Bosheit der Menschen vermag nichts dagegen; sie erstreckt sich mit unüberwindlicher Gewalt über die Auserwählten, leitet und führet sie, erfüllt die frommen Herzen und macht sie zu Freunden Gottes.“ Wieder der Irrthum von der unwiderstehlichen Gnade.

Im fünften Kapitel berührt er die Materie von der unverdorbenen Natur, (de puris naturalibus) worüber auch neuerdings in Freyburg Streit gewesen. Achtzehnter Satz. Im vierzehnten Jahrhundert warf man die Frage auf, ob ein Zustand der unverdorbenen Natur möglich sey? Verschiedene bejaheten sie: Gregor von Rimini stritt dagegen. Der bestrittene Zustand ist ein mittlerer Zustand, zwischen dem Stande der Unschuld und dem Stande der verdorbenen Natur. Man nimmt an, der Mensch sey ohne Bestimmung

mung zu einem übernatürlichen Endzweck, welche er im Stande der Unschuld hatte und die ihm auch im Stande des Verderbens bleibt, und ohne die Erbsünde, welche er im ersten Zustande nicht hatte, aber jetzt hat: er habe alle Vollkommenheiten, die zu seinem Wesen gehören, den göttlichen Beystand und die göttliche Fürsorge in dem Maasse, wie sie in solchem Zustande Statt finden können, aber auch alle Unvollkommenheiten, nämlich, die sinnliche Begierde, die durch die Vernunft geschwächt werden muß, Unwissenheit, Schmerzen, Tod. Nun fragt sich, ob ein solcher Zustand möglich sey? (Warum denn so gefragt? Entweder lebt der Mensch darinnen, so ist die Möglichkeit durch Wirklichkeit entschieden; oder der Mensch lebt nicht darinnen: was hilft doch zu wissen, daß ein anderer Zustand möglich ist?) Die Antwort ist: die Kirche hat noch nicht förmlich darüber entschieden: doch nach den Grundsätzen des Gegners, (der eher verneinend antworten möchte,) müßte die Kirche stets die Möglichkeit behauptet haben. Denn Thomas von Aquino habe einen solchen Zustand als möglich angenommen, und dieser habe, nach dem Geständniß des Gegners, nichts gelehrt, was nicht die Kirche jederzeit als wahr erkannt habe. Die Frage ist auch nicht erst im vierzehnten Jahrhunderte aufgekomen.

Von der Gnadenwahl handelt das sechste Kapitel. Neunzehnter Satz. „Nach Gottes Rathschlusse, vermöge dessen er Adams Fall zu-

ließ,

ließ, sollte derselbe das Haupt einer unglückseligen Gesellschaft werden: der zweyte Adam, Christus, ward bestimmt, aus dieser unglücklichen Societät einige abzusondern, und eine andere Gesellschaft daraus zu errichten, welche einen geistlichen Körper vorstelle, von dem er selbst das geistliche Haupt ist, und den er in den Besitz des Reiches sezet, das ihm von Anbeginn der Welt bereitet war. In Jesu Christo also werden alle erwählt, welche Glieder dieses Leibes und dieser Gesellschaft sind, wovon er das Haupt ist.* Mit Recht wird darauf verseht, daß weder Adam bloß das Haupt derer sey, deren Schicksal Gott bekannt ist, nicht aber der zur Seeligkeit bestimmten: noch Christus das Haupt bloß der Erwählten sey, sondern der ganzen Kirche, in welcher Erwählte und Verworfenen sind. (Alle diese Verwirrung entstehet aus dem unbestimmten biblischen Ausdrucke ἐκλέγην. Freylich sind nur die Glieder des Reiches Jesu ἐκλεκτοί, aber nicht ἐκλεκτοί zur Seeligkeit.) Zwanzigster Satz: „Alle, denen Gott seine Hülfe bereitet hat, um sie zur Herrlichkeit zu führen, werden auch ohnfehlbar und ohne Ausnahme dazu gelangen, kraft des Rathschlusses seines Willens.“ Die Konsequenz ist natürlich: den Verworfenen hätte also Gott keine Mittel zur Seeligkeit gegeben? und wer mag dieß sagen? Die neue Instanz: so fände sich ja Gott in seinen Erwartungen betrogen: wenn einer von denen, die er seelig machen will, verloren gieng: was Gott einmal will, will er allezeit, und dieß geschieht allezeit, wird

wird durch den Unterschied des bedingten und unbedingten Willens Gottes gut gehoben. Gelegentlich werden die Jesuiten gegen den Verdacht gerettet, als ob sie eine Stelle des letzten römischen Conciliums vom Jahr 1725 verfälscht hätten. (Dieß wäre wohl weder der einzige noch der erste Fall der Verfälschung.)

Von dieser Materie ist der Uebergang leicht zu der Lehre von dem Willen Gottes in Absicht auf die Seeligkeit der Menschen. (Kap. 7.) Ein und zwanzigster Satz: „Paulus sagt zwar, Gott wolle; daß allen Menschen geholfen werde: aber man muß wissen, daß Augustin unter allen Menschen hier nur die Auserwählten verstehe.“ Augustin sagt das nicht so gerade hin: und sagt ers, so sollte es der Verfasser nicht nachsagen. (Das dächten wir auch. Es ließe sich auch auf andre Fälle anwenden.) Zwey und zwanzigster Satz: „Auf die oben angeführte Stelle Pauli muß man antworten, daß St. Augustin sie anderwärts so erklärt: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, weil allen, denen geholfen wird, durch den Willen Gottes solches zu Theil wird. Gott will, nämlich, daß Menschen von jedem Alter, Geschlecht und Stande seelig werden, und schließet keinen Stand von dem Reiche der Auserwählten aus, welches er an allen Orten hat, weil er durch die Liebe, die er in unsre Herzen legt, in uns das Verlangen erweckt, nach der Seligkeit aller Menschen, und uns antreibt, darum zu bitten.“

Antwort: Augustin hat viererley Auslegungen von der Paulinischen Stelle, die man alle cumulative als richtig anzunehmen hat: (wenn sie nur nicht widersprechend wären!) drey davon sind nur ausgedonnen, um die Pelagianer desto besser einzutreiben (welches freylich leider! zum System des Absolutismi geführt hat): die vierte, die beste, ist Calvinisten und Jansenisten nicht günstig. Es ist daher nicht redlich gehandelt, daß der Verfasser sie verschweigt.

Was im achten Kapitel, von dem Tode Jesu, steht, der nach des Gegners Behauptung nur für alle geschehen, weil der Werth seines Todes für alle hinreichend ist, eigentlich aber nur für die Auserwählten wirksam seyn soll, ist leicht zu widerlegen. Entweder Jansenismus, oder Logomachie. Im neunten Kapitel, vom Gebete Jesu, beschäftigt er sich mit dem Satz des Gegners: „Auf den Einwurf, den man vom Gebet Christi an seinen Vater hernehmen kann, muß man antworten: Sein menschlicher Wille mußte nothwendig mit seinem göttlichen übereinstimmen, und mithin hatte alles, was er in seinem Gebete sagt, nur auf seine Auserwählten eine wirksame Beziehung.“ Er antwortet: der göttliche Wille Christi sowol als der menschliche hatte eine wirksame Beziehung auf alle Gläubige, auch auf die, so verloren giengen. Denn Jesus Christus wollte ihnen erwerben, und hat ihnen auch in der That, auf so lange, als sie fromm waren, die Gnadenmittel,

mittel, die zur Seeligkeit nöthig sind, erworben. Jener Satz ist Calvins und Jansens.

Vielleicht ist der dritte Theil des Buches der merkwürdigste, welcher sich mit den Vorwürfen, welche den Jesuitenorden im Ganzen, oder einzelne Glieder desselben betreffen, sehr ernstlich beschäftigt und besonders dem widerspricht, was die Gegenparthey von der Art, mit welcher der Molinismus in der katholischen Kirche bey seiner Entstehung aufgenommen worden, vorgiebt. Ueberall treten angesehene Theologen, Prälaten und Päbste für die Unschuld der Jesuiten auf. Der Gegner hatte die Hoffnung geäußert, daß nach der Aufhebung des Jesuitenordens die Wissenschaften und größere Aufklärung, welchen diese Väter hinderlich gewesen, eine bessere Gestalt gewinnen werden. (Eine Hoffnung, die der Erfolg bald bestätigen mußte, und vielleicht in manchen Gegenden und Schulen schon bestätigt.) Dieser Hoffnung setzt Herr Mozzi zwey protestantische Zeugen, Herrn von Murr in Nürnberg, und Bacon von Verulam entgegen, wovon jener bey dem Ende und dieser bey dem Anfang des Ordens ganz anders urtheilten. (Wirklich wäre es Ungerechtigkeit, zu verkennen, daß ehehin der Orden in der Bildung der Jugend viele Verdienste hatte.) Zuletzt untersucht noch Herr Mozzi die von seinem Gegner angeführten Schriftstellen, und zeigt, wie trüglich die Jansenisten übersehen, und alsdann glauben, ihre Meynung in der Bibel zu finden.

finden. Die Version von Mons wird, nach dem Ausspruch eines erleuchteten Capuciners, das Evangelium und Testament des Teufels genannt. (Dieß möchte ich auch einem Augustinus nicht nachsagen!) — Die gewöhnlichen Gewissensrügen, welche auch deutsche Polemiker in den neuern Zeiten nicht vergessen haben, daß so gefährliche Materien in der Landessprache abgehandelt und das Ansehen der Päpste, die Vorschriften der Kirche so wenig geachtet worden, schließen das Werk. — Wider einige neuere Gegner weiß sich Herr Mozzi in einem Anhang zu schützen: aus welchem wir besonders sehen, daß in einigen Gegenden der katholischen Christenheit z. E. in Avignon, über die Ankunft Henochs und Eliä, und über die Zeit der Judenbekehrung stark controvertirt wird, wovon wir künftig vielleicht nähere Nachricht geben können.

Wäre auch dieses Werk und unser Auszug daraus nicht eben durch seinen Inhalt sehr anziehend: so würde es doch jedem sehr wichtig seyn, der die neuere Geschichte dieser so lange andauernden Bewegungen in der römischen Kirche zu kennen wünscht. Man lernt daraus eine Menge kleinere Schriften kennen, welche unter den Protestanten sonst nicht leicht bekannt seyn werden; und dieß ist in unsern Augen der Hauptvorzug des Buches, das in jener verwickelten Materie doch nicht allzugroße Aufklärung geben wird.

V. Andre

V.

Andre theologische Schriften und Dispp.

I. Leipzig. Bey Gelegenheit des Reformationstages vorigen Jahres, hat Herr D. Schwarz das Andenken eines der verdientesten Männer aus der Zeit der Reformation, der um die Beförderung der Wahrheit, auch in Leipzig, große Verdienste hat, in einem Programm: de Friderico Myconio, Lipsiensium Apostolo, zu erneuern gesucht. Würklich zeichnet sich Myconius oder Mecum unter seinen geschäftigen Zeitgenossen, zwar nicht durch sehr hervorstechende Gelehrsamkeit, von welcher wir nicht viele Proben finden können, aber desto mehr durch bescheidenen Eifer, durch friedliebende Klugheit und Verträglichkeit, d. i. durch thätige, ruhige Tugend aus, und wird um so mehr ehrwürdig, je seltner solche Charaktere in jener Periode erscheinen. Ohne sich in eigentliche historische Untersuchungen einzulassen, und aus den gleichzeitigen Schriftstellern eine genaue, berichtigte und zusammenhangende Geschichte dieses Mannes seiner Schicksale und seiner Schriften zusammenzutragen, erzählt der Herr D. die vornehmsten Lebensumstände und Thaten desselben aus den schon vorhandenen Lebensbeschreibungen in Adami, Sagittarius (histor. Goth.)

Goth.) und Seckendorf (hist. Lutheranismi) und schildert ihn nach seinen apostolischen Tugenden, nach seiner Lehre und Bekenntnissen nach seinen Thaten. Nachdem er in vielen Gegenden und Geschäften (besonders beim Concordienwerk mit den Schweizern) gebraucht worden, wurde er auch auf einige Zeit nach Leipzig zur Reformation erbeten, daher ihn Hr. S. nach Maaßgabe eines Briefes von Justus Jonas verum et utilissimum Apostolum Lipsiensem nennt, und als einen solchen hier betrachtet. Sein Aufenthalt dauerte nur neun Monate (falsch sagt Seckendorf achtzehn), innerhalb welcher er viele gute Anstalten machte, in Disputationen siegte und sich große Achtung erwarb. (Seine Verhandlungen sind schon in Hoffmanns Reformationshistorie von Leipzig ausführlich erzählt.)

2. Amsterdam. Hier ist die Ankündigung einer neuen deutschen Uebersetzung der Bibel mit dem hebräischen Text und erklärenden Anmerkungen gedruckt, welche ihr Verfasser — Moses Mendelssohn — zum Gebrauch seiner Religions-Genossen zu veranstalten willens ist. Die Erscheinung ist denkwürdig, das Vorhaben so wichtig, und der Mann, der es unternimmt, so berühmt, daß wir billig unsern Lesern diese Probe (die, wenn auch das Vorhaben nicht zu Stande kommen sollte, erheblich und schätzbar ist) bekannt machen müssen. Die Uebersetzung wird nach der hier aus 2 B. Mos. 1. und 4 B.

Mos.

Mos. 23. 24. gegebenen Probe sehr rein und richtig im Ausdruck, ohne Einmischung judaizirender Formeln, die sonst jüdisch-deutsche Bücher verunstalten, ausfallen. 3. E. 4 Mos. 23, 7. „Von Aram ließ Balak mich kommen; der König zu Moab vom Gebürge des Aufgangs (fast deutlicher: vom östlichen Gebürge.) Komme, verfluche mir Jacob; komme, schilt auf Israel. Soll ich verwünschen, den Gott nicht verwünscht? soll ich schelten, den der Ewig' nicht schilt? Ich seh es vom Gipfel der Felsen: ich beschau es von Hügeln herab. Das Volk wird abgesondert wohnen; man wird es nicht zu den Heiden rechnen. Wer zählt die Menge Jacobs wie Staub? bestimmt den vierten Theil von Israel? O! daß ich stürbe der Gerechten Tod! daß mein Ende, wie das ihrige sey! Kap. 24, V. 17. Ein Stern aus Jacob tritt hervor: ein Zepter erhebt sich aus Israel; zerschmettert die Häupter Moabs, zertrümmert alle feste Mauren. Edom wird Eroberung: Seir seiner Feinde Eroberung, und Israel siegreich seyn.“ — Die Anmerkungen sind von gedoppelter Art. Die Einen sind das Tiekun Sopherim; die andern geben Erläuterungen des Textes aus rabbinischen Kommentarien, Raschi, Ramban und andern, auch eigne Erklärungen, fast so, wie in seinem Kommentar über den Prediger Salomos, nicht im Geschmack und nicht vom Werth christlicher Exegeten. — Uns würde es große Freude und für das

das Judenthum ein großes Verdienst seyn, wenn wir das ganze alte Testament auf diese Art übersetzt erhalten könnten: allein wir zweifeln, ob der Verfasser unter seinen Glaubensgenossen in Deutschland viele antreffen wird, die seinen deutschen Ausdruck verstehen. Wir haben diese Probe verschiedenen, nicht eben ungelehrten Juden vorgelegt; aber es war ihnen schwer, das Deutsche zu lesen, und den Sinn zu finden. Noch sind sehr wenige an Geist, Genie und Sprache so gebildet, daß sie gute und reine Uebersetzungen mit Vergnügen und mit Nutzen lesen. — —

3. Lectures on the universal Principles and Duties of Religion and Morality, as they have been read in Margaret-Street, Cavendish-Square, in the Years 1776 and 1777. By the Rev. David Williams. London, printed for the Author, and sold by Dodsley, etc. 2 Vols. 4to. 1779. Dieses Werk ist auf Subscription gedruckt, und kostet jeden Subscribenten eine Guinee. Der Verfasser ist einer von den Dissenters, die sich für überzeugt halten, daß es kirchliche Bedrückung in England sey, die 39 Artikel unterschreiben zu müssen; er hat sein vormaliges Amt bey der englischen Kirche resigniret, und die Ursachen dazu in einem Anhang zu der zweyten Ausgabe seiner Essays on public Worship schon vor einigen Jahren aus einander gesetzt, hat auch seitdem eine eigne Privat-Capelle in der Margaret-
ret.

ret-Square zu London gestiftet, wo er seitdem predigt. Weil er von gewissen Leuten wegen seiner Resignation für unsinnig erklärt worden war, so fängt er seine Einleitung zu diesen Vorlesungen, (denn das sind sie, und keine eigentlichen Predigten, welches auch nicht die Absicht des Verfassers ist,) mit einer Definition des Unsinnns an, und sucht dann zu beweisen, er sey nicht unsinnig, außer etwan vor Leuten, die dereinst Ursache finden könnten, von sich selbst zu sagen: wir Narren hielten sein Leben für unsinnig, und sein Ende für eine Schande. Er freuet sich, daß der Plan, zu dem er auf seiner ighen Kanzel arbeitet, sich über die Gränzen der christlichen Kirche hinaus erstreckt, (weil derselbe bloß deistlich ist). Daß gute Menschen aller Nationen, und aller Religionen, sagt er, Menschen die an Mosen, Christum, oder Mahomet glauben, Freigeister, Deisten und so gar Atheisten, wenn sie nur wohlthätige Principien in der Natur erkennen, sich zu einer Form von öffentlichen Gottesdienst über alle große und hochwichtige Wahrheiten der Gottesfurcht und Moral vereinigen können, darf gar nicht mehr in Zweifel gezogen werden: denn es ist erwiesen; nicht durch logikalische Fechterstreiche oder rednerische Declamationen in Büchern, sondern durch einen festgesetzten, öffentlichen Gottesdienst, den bey uns jedermann, wer es nicht glauben will, zu seiner Ueberzeugung besuchen kann. Der Nutzen seiner Entdeckung zum Besten der Prediger und
Staats

Staatsleute soll aus freyer Communication erwachsen, welche „die Banden ausmacht, wodurch alle „Verbindungen, Gesellschaften, Innungen und „Parteyen zusammen gehalten werden.“ Man muß gestehen, daß des Verfassers Erläuterung über diese gründliche Bemerkung unverständlich bleibt, ob sie gleich etwas zu sagen scheint. Und sehr tief muß ihr Grund liegen, da, wie er selbst sagt, Leute von bekannter Einsicht sie nicht verstanden haben. Auf alle Fälle kann man offenerzig sagen, wir hängen zu sehr am Christenthum, als daß wir den Nutzen des Utopischen Projects, die heterogensten Parteyen, vom orthodoxesten Gläubigen an bis zum speculativischen Atheisten herunter zu vereinigen, begreifen könnten. — Der hauptsächlichste Irrthum des Verf. lieget offenbar darin, daß er annimmt, was überhaupt im gesellschaftlichen Leben gut thue, das thue auch eben so gut in einer Religions-Gemeinschaft.

Ende des ersten Bandes zweyten Stückes.

